

VERONA BAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 36.

Man abonniert bei allen Postanstalten und Buchhandlungen.

Berlin, 20. September 1897.

Vierteljährlich 2½ Mark. Monatlich erscheinen vier Nummern.

43. Jahrg.

Die stille, kleine Frau.

Novellette von M. Cleyne.

Nachdruck verboten.

Ich kann mich Lisa Bratts noch genau erinnern, als sie etwa zehn oder zwölf Jahr alt war. Dennoch aber war sie mir innerlich ebenso räthselhaft wie später. Sie schloß sich an niemanden an, und selbst im Alter wärmster Herzensergießungen befaß sie keine Vertraute. Sie wußte nie viel zu sagen, und ich glaube man hielt sie für ziemlich unbegabt — doch weiß ich nicht grade warum, denn ich habe sie niemals etwas Unkluges aussprechen hören. Es lag etwas Unausprechliches, etwas Ruhiges und Gesetztes in dem Wesen des stillen, kleinen Mädchens, und wenn man die Familie Bratt besuchte, ward man unwillkürlich viel stiller — es lag eben irgend etwas Sonderbares bei ihnen in der Luft!

Lisas Vater war Magistratsbeamter, sehr ernst, sehr mager und ebenso steif wie seine Altentante. Die Mutter, eine Engländerin, eine geborene Barfoot, war korrekt und peinlich; sie hatte einen hochmüthigen Zug um den Mund. Der Ton im Hause Bratt war trockner als alles Trockne der Welt: „das muß so sein“, „dies ist nicht so, wie es sein soll“ und „zweimal zwei ist vier“.

Noch heute frage ich mich, wie es möglich war, daß Gerhard Hudt, der geniale Komponist, Schwiegersohn dieser Familie werden konnte. Doch Bratts hatten ein Seebad besucht, und wahrscheinlich hatte es ihm genügt, Lisa weiß und ruhig wie einen Schwan dahergehen zu sehen, mit ihrem feinen, schmalen Gesicht und ihren großen Puppenaugen, die blauer als alles Blaue erstrahlten. Sie war ihm zur Sagen-gestalt des Mittelalters geworden und hatte ihn zu einer Ballade begeistert. Er komponierte alle Tage am Klavier; er widmete ihr seine Lieder, und das unerwartete Ende dieser musikalischen Werbung war, daß Bratts ihm die Hand ihrer Tochter gaben. Er lag zu ihren Füßen; er war der Anbeter, wie man ihn erträumt. Sein leuchtender Blick, die Weichheit seines ganzen Wesens drückten eine unausgesprochene Verehrung und Anbetung aus. Sie brauchte nicht zu sprechen: sie war das Wunder, sie war die „Saga“, sie war die Zukunft; ihr Schweigen war das gelobte Land, das köstliche Geheimnisse in sich barg. Ahnungslos lag er Tag für Tag vor ihr auf den Knien, doch glaube ich kaum, daß das kleine, wohlgeordnete Herz in einem andern Takte als dem, welchen es gelernt hatte, zu klopfen begann.

Ich habe sie als Neuwermählte gesehen; ich sah sie auch, als beide von Berlin zurückkehrten, wo er Kompositionslehre studiert hatte. Man brauchte nicht grade besonders hell-sichtig zu sein, um eine gewaltige Veränderung an ihnen zu bemerken. Gerhard war garnicht mehr eifersüchtig, wenn Elisabeths Blicke auf etwas anderm hafteten als auf seiner Person. Er fragte nur selten nach ihren Eindrücken, wenn sie von einem Konzert heimkehrten. Nur zu oft hatte er gefragt, ohne eine Antwort zu erhalten; erhielt er aber ausnahmsweise eine solche, so sagte sie ihm so gut wie nichts. Es ist ja nicht unbedingt nötig, stets von Kontrapunkt und Harmonienfolge zu reden, wenn man einen Komponisten geheiratet hat, doch möchte man ein wenig mehr zu sagen wissen, als „ja“ und „nein“. Auch ist es recht unklug, eine entrüstete Miene zu zeigen, wenn der geniale Künstler einmal von unwiderstehlicher Lust gepackt wird, in Hemdsärmeln zu spielen.

„Ihr tragt alle zu hoch anschließende Kleidungsstücke,“ pflegte Gerhard oft zu rufen und war so nervös, daß er vom Stuhl aufsprang, seinen Kragentropf abriß und sich schüttelte, als wollte er sich seines Schwiegervaters, seiner Schwiegermutter und der kleinen Frau, die er sonst auf den Händen getragen hatte, entledigen. Seine Heftigkeit erschreckte diese. Sie verstand ihn nicht. Wie hatte sie selbst einer Empfindung

Ausdruck gegeben, ohne sie zuvor vorsichtig zu prüfen und zu dämpfen. Bisweilen bliedte sie schüchtern zu ihm auf, mit banger Furcht, ihn zu verlieren. Er war abgepannt. Ein jeder kannte das schon, und er selbst gestand es mir offen, als wir eines Abends zusammen plauderten. Arglos hatte ich ihn gefragt, was er jetzt komponiere, und erschrak, als er aufsprang und, sich mit beiden Händen durch die Haare fahrend, losbrach: „Sprechen Sie mir nicht von Musik! Ich habe sie satt! Und das — das ist entsetzlich für mich! Mir ist als sei mir die

ganze Welt zum Abscheu geworden. Ich muß in der Sonne leben, um schaffen zu können. Ich brauche Wärme, Licht!“ In diesem Augenblick trat Lisa ins Zimmer. Ob sie ihn wohl verstand! Was er sagen wollte, war deutlich genug. Es schien wirklich, als ob er nicht mehr arbeiten könne. Bisweilen war er so nervös, daß er sich selbst unerträglich wurde; bisweilen so gleichgültig, daß man es für ein Wunder hielt, wenn ihn noch irgend etwas auf der Welt interessierte. Einmal jedoch, als ich Frau Lisa besucht hatte, trat er hastig ins Zimmer, die Abendzeitung in der Hand: „Sie kommt!“ rief er aus.

„Wer?“
„Charlotte Armas!“
„Lolo?“ sagte Lisa.

„Lolo,“ befiätigte er, sehr lebhaft, und als ich ihn fragte, wer diese Lolo wäre, rief er den Himmel zum Zeugen, daß meine Unwissenheit unverzeihlich sei.

„Eine Berühmtheit, eine gottbegnadete Sängerin, die wir in Berlin kennen gelernt haben. Die müssen Sie hören, wenn Sie einen Begriff bekommen wollen, wie man Schumann zu singen hat!“

Er war garnicht wiederzuerkennen; er sprach er war voller Leben. Seine Augen glänzten, und ohne daß wir wußten, wie es geschah, sah er am Klavier und spielte uns: Frauenliebe und Leben.

„Ich werde dich mit Lolo bekannt machen,“ sagte Lisa.

„Sie werden sie lieb gewinnen,“ versicherte er eifrig, „denn alle haben sie lieb. Sie ist garnicht so affektiriert künstlerisch wie ihresgleichen. Sie ist schlicht und natürlich und war so liebenswürdig gegen mich, denn ich fühlte mich unter all den Musikern so einsam in Berlin.“

Drei Wochen später war sie da. Lisa und ich sollten gemeinsam das Konzert besuchen. Gerhard konnte uns nicht begleiten. Er mußte zuvor noch mit einem Kunstkritiker sprechen, und dann wollte er noch etwas mit Lolo verabreden. Er war ihres Erfolges gewiß — sie war eine Künstlerin durch und durch... ein pianissimo, wie der zarteste Ton einer Flöte, diese Seele, diese Anmut in ihrem Gesang! Sie war eine Gottbegnadete — wahrhaftig... Er lief im Zimmer umher und suchte in allen seinen Taschen nach unfern Billetten, fand aber nur drei zerknüllte Kragen, die er ärgerlich auf den Tisch warf.

„Weiß der Himmel, woher die wieder kommen! Immer habe ich die Taschen voll dieser Dinger!“

„Weil du sie nie um den Hals trägst,“ entgegnete Lisa in ihrem ruhigen Ton.

„Um den Hals — um den Hals, ja, bis an die Ohren! Du bist und bleibst immer dieselbe!“ rief er und stürmte fort.

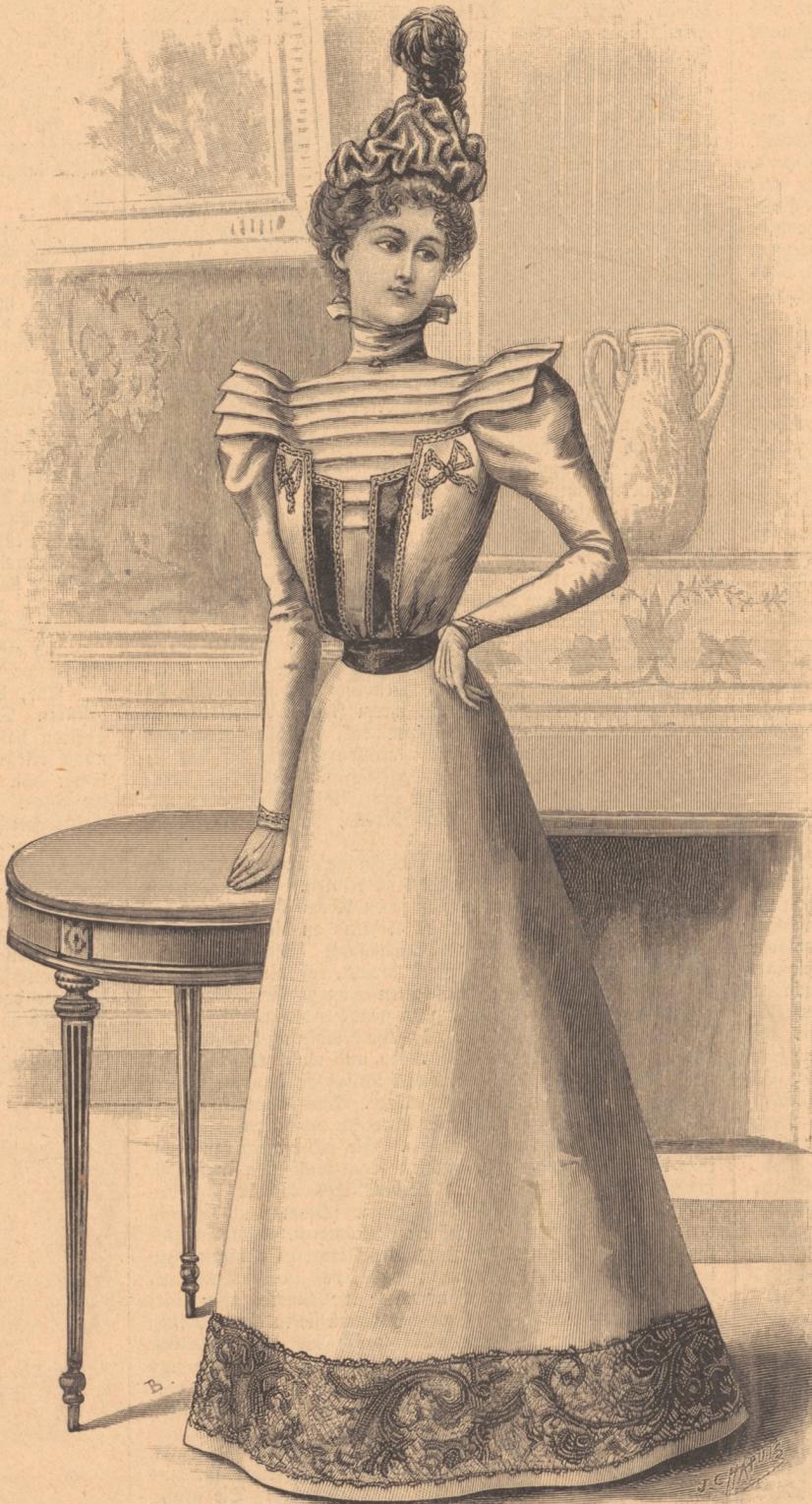
Solche Austritte waren mir äußerst peinlich, aber Lisa that, als ob sie nichts verstände, und hob geduldig die Kragen auf. „Es ist nicht immer leicht, sie zu finden,“ sagte sie. „Wenn er aufgeregter ist, oder über irgendwelcher Arbeit sitzt, die ihn begeistert, so reißt er sie ab und steckt sie in die Taschen. In meinem Frack sogar muß ich öfters danach suchen.“

Wir versuchten beide zu lachen, doch gelang es nicht so recht. Ich fühlte, wie sehr sie unter diesen Kleinigkeiten leiden mußte, sie, die so peinlich war und „die hoch anschließenden Sachen liebte“, wie er zu sagen pflegte. Sie befaß ja nicht das geringste Verständnis für das Zigeunerhafte in seiner Natur.

Nach fünf Minuten trat er wieder ein. Seine Heftigkeit war verrauscht; er wußte kaum etwas davon. Die Billette befanden sich in seiner Westentasche. Merkwürdig, diese „Lolo“ machte ihn ganz wirr.

Mit außergewöhnlicher Neugier betrat ich den Saal der Musikakademie, und als die Armas auf dem Podium erschien, nur von schwachem Beifall begrüßt — denn man kannte sie kaum dem Namen nach — so war mein erster Eindruck: wie gutmüthig sieht sie aus!

Es war ein norddeutscher Typus, vielleicht



Besuchsvilette.

Beschreibung Seite 432.

etwas gewöhnlich, eine lange Taille, ein rundes, weiches Gesicht, strohgelbes Haar, das wie eine verchlüngene Mähne auf dem Haupte zusammengesteckt war. Ihre Stimme besaß großen Umfang und war von lyrischer Färbung. Sie schien vor allem für das deutsche Liebeslied geschaffen zu sein.

Es gewährte mir großen Genuß, sie zu hören; Gerhard Rudt aber schwebte dabei ganz in einem Himmel der Musik, in dem ein gewöhnlicher Sterblicher nichts zu suchen hat. Während ich Lisa nach Haus begleitete, um noch einen prüfenden Blick auf die Abendtafel zu werfen — Lolo hatte versprochen, zu kommen — eilte er zu ihr, um sie feurig zu beglückwünschen. Nach einer halben Stunde erschienen sie zu drei. Der Klavierspieler, der die Armas immer begleitete, war mit dabei, und Lolo verführte, sie hätten alle einen Wolfshunger. Und sie aß, lachte und schwatzte.

Nach dem Essen küßte sie zuerst Lisa, dann Gerhard, dann beide zugleich und sagte ihnen, daß sie die anbetungswürdigsten Menschen seien, die sie je gesehen. Schließlich erklärte sie sich bereit, die „Widmung“ von Schumann zu singen. Kaum aber hatte sich ihr Begleiter ans Klavier gesetzt, als sie ihm ungeduldig zurief: „Aber, wo bleiben Sie nur — schnell! Klein, dieser Samed, dieser Samed! Er ärgert mich noch ins Grab!“

Der Begleiter war wirklich ein origineller Kauz. Er sah aus wie eine große Katze, und sie durfte ihm sagen, was sie wollte. Alles nahm er gut auf, und sie waren im Grunde die besten Freunde von der Welt. Und wie hätte es auch möglich sein können, sie nicht zu lieben? Sie war unwillkürlich, und wir mußten sie nur immer ansehen, Lisa, Gerhard und ich.

Wir brachten sie ins Hotel zurück, und am folgenden Tage fanden wir uns alle dort ein. Gerhard brachte ihr ein riesiges Rosenbouquet. Sie schalt über unser frühes Erscheinen und empfing uns im Morgenanzug.

„Blumen?“ rief sie aus. „Lisa, Sie dürfen ihn keine solche Thorheiten begehen lassen. Wartet einmal — das ist für Sie und für Lisa!“ Damit gab sie uns einige Rosen, lachend und glücklich den großen Strauß in den Armen haltend. Die arme Lisa war jetzt nicht die Jüngere und Hübschere von beiden.

Auch ich war ganz in Lolo vernarrt. Es lag etwas von der freien Gottesnatur in ihr, eine Frische, wie die der Erde nach einem Sommerregen. In ihrer Gegenwart durchwanderte man eine sonnige Landschaft mit fastigen Wiesen und Feldern und breiten, luftigen Strömen, in denen sich der blaue Himmel spiegelte. Sie durfte sagen, was sie wollte; alles wurde anmutig oder geistreich, wenn es von ihren Lippen kam. Niemals sah sie die häßliche Seite der Dinge, und daher vielleicht rührte der unwiderstehliche Zauber, der von ihr ausging. Das Leben war groß, gesund und heiter, das Leben war ein Lachen, ein Scherzen, ein Umarmen. Keine Dummheit wirkte verlegend, wenn Lolo darüber lachte. Alles, was sie berührte, war gut; man mußte nicht weshalb — vielleicht lag's in der Unschuld, die manche Menschen in ihrem Fühlen, Denken und Handeln offenbaren. Alles an ihr war heilige Offenheit eines Herzens, das Lug und Trug nicht kennt. Sie war die Freundin Lisas und die Freundin Gerhards. Sie war es mit ihrer ganzen, aufrichtigen Seele, ohne Hintergedanken, ohne Verstellung, und sie verteidigte sie gegeneinander mit jenem echten Gefühl für das Rechte, das sich fast niemals täuscht.

„Ist es nicht jammer schade,“ sagte sie einmal zu mir, „daß diese beiden anbetungswürdigen Menschen nur zusammen sind, um sich das Leben schwer zu machen?“ Alle Menschen, die sie liebte, waren „anbetungswürdig“, Samed ausgenommen. „Es ist etwas in Lisa, das ihn niederhält,“ fuhr sie fort, „und dennoch ist sie zu gut für diesen Schlingel.“

Aber indem sie „diesen Schlingel“ sagte, spielte ein Lächeln um ihre Lippen, das ihn entzückt haben würde. Er war ja glücklich, wenn er nur am Klavier sitzen durfte, während sie seine Lieber leise trällerte, oder mit ihm über Musik sprach. Hatte ihn ein Wort von ihr entflammt, so gleich er dem Feuerstein, der am Stahl Funken sprüht — dann konnte er sich in endlose Diskussionen über Theorie und Tonleitern verlieren und die Musik der Gegenwart und der Zukunft analysieren.

Lisa sah dabei, ohne ein Wort zu sagen. Nur einmal, als das Gespräch auf einen jungen musikalischen Revolutionär kam, den Gerhard in Berlin kennen gelernt hatte, meinte sie in ihrer ruhigen, unpersonlichen Art: „Ich begreife wohl, daß er ein Genie sein muß, aber, merkwürdig — ich verstehe ihn nicht.“

„Das ist garnicht merkwürdig,“ stieß Gerhard hervor und ging hinaus.

„Ein galanter Gatte!“ rief Lolo lachend, doch als sie Thränen in Lisas Augen bemerkte, unarmte sie sie ungestimmt und wußte nicht, was sie nur erfinden sollte, um sie zu trösten. Gerhard war den ganzen Tag bei ihr in Ungnade gefallen. Am Abend aber, ehe sie fortging, waren sie wieder vollkommen miteinander ausgeöhnt. Er spielte seine letzten Kompositionen, etwas schrecklich „kegerisches“, das Entsetzen aller gläubigen Musiker, wie er zu sagen pflegte. Sie stand neben dem Klavier, mit gefenktem Haupt, die Arme auf der Stuhllehne. Er beobachtete sie unausgesetzt, ohne es merken zu lassen, und sein Gesicht sah aus, als ob er in Strömen von Licht wandle. Es war, als ob ihn alles Schöne und Zaubhafte in ihrem Wesen umfinge und reich und glücklich mache. Alles glühte und wogte in ihm. Das waren die Fluten und Strahlen, die er einst erwartet hatte: jetzt wehte er in der Sonne.

„Singen Sie!“ bat er, und während er einige Akkorde spielte, begann Lolo ganz leise:

„Ein Fichtenbaum steht einsam

Im Norden auf kahler Höh . . .“

Er hatte es komponiert, doch diese Musik war keineswegs revolutionär — sie war bloß hübsch.

Lisa sah beide an. Ihr Antlitz blieb unbeweglich. Ich weiß nicht, woran sie dachte und was sie fühlte. Doch als sie am nächsten Morgen zum Bahnhof ging, um Lolo „Lebewohl“ zu sagen, war sie bleich wie der Tod. Trotzdem lächelte sie, als sie ihre Freundin auf dem Bahnsteig bemerkte, von einer Schar Bewunderer umringt, schön, als ob die Morgenröte sie verjüngt habe, und frisch und gut wie ein Kind nach dem Schlaf. Das Lebewohl war heiter; man hoffte, sich nach einigen Monaten wiederzusehen, denn Gerhard wollte seinen alten Lehrer in Berlin besuchen.

Nach einigen Wochen reisten sie auch wirklich hin, doch Lisa wurde nach kurzer Zeit zurück an das Krankenbett ihrer

Mutter gerufen, das sich bald in ein Sterbebett verwandelte. Gerhard kam nicht zum Begräbnis, und Lisa kehrte sogleich nach Berlin zurück; sie war sehr niedergeschlagen. Ich erfuhr von ihr nur durch wenige flüchtige Zeilen.

Einige Monate darauf jedoch empfing ich einen ausführlichen Brief von Lolo. „Alles ist nun entschieden,“ schrieb sie, „als ob sie von einer mir längst bekannnten Sache spräche.“ „Morgen wird Lisa zu ihrem Vater zurückkehren. Sie sind ihr ältester, bester, väterlicher Freund. Golen Sie sie vom Bahnhof ab und lassen Sie sie fühlen, daß sie treue Freunde besitzt, denn sie ist es wert. Welch großes, edles Herz gehört dazu, so zu handeln wie sie! Leute, die lügen und betrügen, werden die Lage der Dinge nie verstehen. Ich selbst brachte es über mich, zu Lisa zu gehen, um ihr zu sagen: „Ich darf nicht mehr zu euch kommen. Ich liebe deinen Gatten!“ Ganz einfach nur erwiderte Lisa: „Ich weiß es — und Gerhard ist frei.“ — Er wird hier bleiben, bis die Scheidung ausgesprochen ist, und ich werde meine Konzert-Tourneen fortsetzen, obgleich mir der Gedanke, mich von dem Geliebten zu trennen, entsetzlich ist. Die Welt darf Lisa nichts nachsagen und wird es auch nicht thun. Und ich? Was frage ich nach der Meinung der Welt! Zeit, Raum, Menschen existieren für mich nicht mehr. Ich liebe nur in der Erwartung meines Glücks!“

Lisa trennte sich also von ihrem Gatten, doch teilte sie es keiner Seele mit — ihren Vater ausgenommen. Herr Bratt begrüßte mich am Bahnhof, als ich Lisa abholen wollte. Er erschien steifer, gerader und bürokratischer denn je.

Als ihm Lisa, von der Morgensonne erlärnt, doch mild und ruhig lächelnd wie immer vom Kupefenster aus zunickte, ahnte niemand, daß sie gekommen sei, um ihr einformiges Leben an des Vaters Seite wieder zu beginnen.

Als sie aus dem Wagen stieg, sagte sie ruhig: „Wie seltsam wird es sein, wieder daheim zu wohnen, nun, da Mama nicht mehr da ist.“

Am Nachmittag empfing sie mich in dem kleinen Zimmer, das sie als Mädchen bewohnt hatte. Schon hatte sie einige Kleinigkeiten ausgepackt, ein paar Glasgemälde und eine Schächerin aus Porzellan, die ich bei ihr gesehen hatte, seit ich sie kannte. „Sie haben keinen Wert,“ sagte sie, „doch ich hänge so an allen Sachen, an die ich mich gewöhnt habe.“

Nicht ein einziges Mal sprach sie von ihrem Gatten. Doch als ich fortging, sagte sie erröthend: „Falls Lolo mir schreiben will, habe ich sie gebeten, sich deiner Adresse zu bedienen, damit Papa nichts davon erfährt. Er glaubt, die Schuld liege an ihm; er kann nicht begreifen, daß er nicht für mich geschaffen war.“

Dabei blieb es. Ich fragte nicht weiter und fühlte, wie dankbar sie mir dafür war.

Fast jede Woche erhielt sie Briefe, und gewöhnlich waren auch einige Zeilen für mich dabei. Lolo beklagte sich, noch immer von dem Geliebten getrennt zu sein.

„Ein Fichtenbaum — eine Palme . . . das ist sehr poetisch,“ schrieb sie, „doch mein armer Fichtenbaum langweilt sich so in Berlin, und die arme Palme versteht es sichlich nicht, tragisch zu sein. Trotz meines Kummers habe ich noch einen Herzensstolz: ich denke an meine liebe Lisa. Wir hätten Todfeindinnen sein können, und statt dessen lieben wir uns so. Es ist ein wahres Vergnügen für mich, ihr mein Herz zu öffnen; ich wage es, ihr alles anzuvertrauen — auch wie ich nach ihm schmachte und wie er nach mir verlangt . . .“

„Jetzt werden sie glücklich sein,“ sagte Lisa eines Tages. Ich wußte, daß sie andeuten wollte: die Scheidung ist ausgesprochen.

„Und du?“ fragte ich.

„Ich!“ entgegnete sie ganz leise, „es handelt sich ja um ihr Glück und nicht um das meine.“

Sie nannte sich wieder Bratt, und als sie wieder in ihrer alten Umgebung weilte — sie hatte ihre Möbel verkaufen lassen, ohne sie wiederzusehen — mußte ich mich oft fragen, ob ihre Heirat jemals Wirklichkeit gewesen sei und ob sie sie selbst nicht für einen Traum halte. Sie war sehr thätig, stets mit irgend einer Arbeit beschäftigt — wann hätte sie Zeit gefunden, Erinnerungen nachzuhängen! Nur des Abends, wenn Herr Bratt und Herr Barfoot, sein englischer Schwager, Tric-trac spielten, hatte sie einige Augenblicke für sich. Kam ich dann zu ihr, so fand ich sie vor ihrem kleinen Arbeitstisch in der Ecke des geräumigen Speisezimmers, und sie sprach von Mode und Handarbeiten, dem neutralen Gebiet, auf das sie sich immer flüchtete, um mir auszuweichen. Unter den Garnsträhnen ihres Arbeitskorbes aber bemerkte ich Briefbogen mit den großen Schriftzügen Lolos bedeckt, die sie wie billets doux versteckt hatte.

Bisweilen erhob sich Herr Barfoot und begab sich zu den Damen, um auf ihre Gesundheit zu trinken. Lisa nahm ein kleines Glas Orog, das sie sich jeden Abend bereitete, ihrem Vater zu Gefallen. Sie führte es lächelnd an die Lippen, und Barfoot, der sich für sehr lebenswürdig hielt, kehrte zum Spieltisch zurück. Er war äußerst korrekt, reserviert und peinlich nach den Prinzipien eines alten Junggesellen, die allerdings ihr gegenüber ein wenig zu wanken begannen.

Als der alte Arzt der Familie Lisa befehl, sich eine Zeitlang von den Haushaltsorgen auszuruhen und nach der Riviera zu reisen, wohin ich sie begleitete, wußte ich fast bestimmt, daß Herr Barfoot uns da unten aufsuchen würde. Dank seiner Eigenschaft als Verwandter, besaß er gewisse Vorrechte, und daraus begann man Schlussfolgerungen zu ziehen. Sie hatte die Trauer um ihre Mutter abgelegt und erschien sogar bisweilen in Gesellschaft, sanft und ruhig, ein verbindliches Lächeln auf den schmalen Lippen, lebenswürdig gegen jedermann. Ueberall wurde sie mit großer Herzlichkeit aufgenommen. Kein Schatten lag auf diesem kleinen, weißen und vollkommen ruhigen Antlitz; keine Trübung ihrer Augen zeigte, daß sie im Leben gelitten hatte. Sie verriet sich niemals; ihr Inneres glied einer Mumie, und niemand ahnte, welchen Gram sie in ihrem kleinen Herzen einbalsamiert hatte. Sie sprach nie mehr mit mir über die Vergangenheit, nur von Zeit zu Zeit kam sie und fragte mich ganz ruhig: „Hast du keinen Brief?“

Verneinte ich, so erwiderte sie: „Sie sind zu glücklich, aber — sie hätten dennoch einmal schreiben können.“

Später habe ich oft an dieses „Dennoch“ gedacht. Namen Briefe — oft waren es nur einige Zeilen für uns beide zusammen — so laien wir sie miteinander. Die große, gesunde Freude glückseligster Herzen sprach sich darin aus.

„Wahrhaftig, Liesel,“ schrieb Lolo einmal, „du solltest mir dankbar sein, daß ich dich von ihm befreit habe. Er ist un-

ausstehlich. Er läßt mir keine Minute Ruhe, fortwährend ruft er nach mir. Ich spiele für ihn ungefähr dieselbe Rolle wie die Theekanne für Halévy. Ohne mich kann er garnicht komponieren.“

Ein andres Mal hieß es: „Du warst hundertmal zu gut für ihn, und er war nicht immer, wie er hätte sein sollen. Doch, sei überzeugt, er muß es büßen. Er ist schon unter dem Pantoffel, der Arme; wie wird es erst sein, wenn wir uns geheiratet haben! Dann zittert er vor meinem kleinen Finger. Ja, so muß man die Männer behandeln!“

Und ein drittes Mal: „Liesel — liebe, um zu erfahren, was Glück bedeutet!“

An einem Herbstabend lasen wir das. Wir saßen am Strande, und Herr Barfoot trat zu uns, um sich zu erkundigen, ob es ihr nicht etwa zu kühl sei. Sie hatte nur mit dem Kopfe geschüttelt und sehr höflich gelächelt.

„Wie lange wirst du ihn noch schmachten lassen?“ fragte ich.

Sie sah mich mit einem so abwesenden Ausdruck an, daß ihre Augen fast leer erschienen. „Du denkst, mein Onkel wäre etwas für mich?“ sagte sie, „ich glaube, er ist sehr für mich eingenommen.“ Dann schüttelte sie das Haupt. „Wenn er mich liebte, so müßte er fühlen, daß er mir gleichgültig ist. Doch er fühlt es nicht. Er glaubt, Eindruck auf mich gemacht zu haben — wenn er bloß wüßte, wie lästig er mir wird!“

Alles schien ihr jetzt lästig zu fallen, alles, was nicht Lolo war. Sie schrieb ihr lange Briefe, und während des Herbstes arbeitete sie sogar die Nächte hindurch an einem Teppich, den sie als Hochzeitsgeschenk nach Berlin senden wollte. Ihr Vater durfte nichts davon erfahren. Wir packten ihn eines Abends in ihrem kleinen Zimmer ein, und als wir fertig waren, fühlte sie sich so erschöpft, daß sie sich kaum vom Parkett zu erheben vermochte.

Sie begann wirklich, mir Sorge zu machen, und Herr Bratt befragte den Arzt. Man konnte eigentlich nicht sagen, daß sie krank sei, auch wollte sie es selbst niemals zugeben; sie war immer mit Handarbeiten beschäftigt, die sie zu zerschnitten schienen, oder in der Wirtschaft thätig, wo sie mit der größten Sorgfalt schaltete und waltete.

Eines Tages aber, als sie mich zum Mittagessen eingeladen hatte, bat sie mich, die Suppe auszuteilen — sie konnte den Arm nicht mehr erheben. Ihr Vater nötigte sie, ein wenig Mittagsruhe zu halten, und sie lag so bleich auf dem Sofa, daß mir ganz bange ward. Dennoch aber öffnete sie, sobald Herr Bratt sich zurückgezogen hatte, die Augen und sagte: „Du hast etwas für mich!“

„Woher weißt du es?“ fragte ich.

„Ich weiß es genau — ich fühle es immer.“

An jenem Tage hatte ich ihr nur die Vermählungsanzeige zu übergeben. Sie war nur an mich gerichtet. Sie blickte lange auf die gedruckten Worte:

Charlotte Armas
Gerhard Rudt.

„D, die unhöflichen Leute,“ sagte sie, „sie haben vergessen, mir eine Anzeige zu senden.“ Und lächelnd fügte sie hinzu: „Ich möchte wissen, was sie von meinem Teppich halten.“

Ich weiß nicht, was für ein sonderbares Gefühl mich überkam; mich faßte ein Verlangen, die kleine, weiße Hand zu küssen. „Was für eine seltsame, kleine Frau du doch bist,“ sagte ich.

„Seltsam? Wieso? Wie kommst du darauf? Weil ich wissen möchte, was sie von meinem Geschenk denken?“

Einige Tage später erhielt sie einen langen Brief voll Dankbarkeit und Glück. Der Teppich befand sich in Lolos Zimmer, vor ihrer Chaiselongue.

„Ich bin sehr unhöflich. Ich sollte ihr schreiben, um ihr für die Ehre, die sie ihm anthut, zu danken,“ sagte Lisa jedesmal lächelnd, wenn ich sie besuchte.

Dennoch schrieb sie nicht. Sie bat mich eines Tages, es an ihrer statt zu thun: „Es ist schade, sie so lange warten zu lassen — es wird ihr nichts weiter ausmachen, aber — dennoch —“

Ich erfüllte ihren Wunsch. Doch als einen Monat später die Antwort kam, lebte sie nicht mehr.

Alle, die sie gekannt, waren über ihren plötzlichen Tod bestürzt. Der Arzt, mit dem ich sprach, teilte mir mit, die Sektion habe ergeben, daß Frau Lisa einer Schwächeerscheinung erlegen sei, die bei so jungen Leuten höchst selten vorkäme: dem auffallenden Ueberwiegen weißer Blutkörper über die roten. Es sei gewöhnlich eine Folge hohen Alters, bisweilen freilich auch eines großen Kummers.

Davon schrieb ich Lolo nichts, doch als ich deren Briefe unter Lisas Kopfkissen fand, mußte ich mich unwillkürlich fragen, ob nicht diese Briefe die stille, kleine Frau getödet hätten. Sie hatte es mich zwar nicht einmal ahnen lassen. Sie empfing sie unbeweglich, lächelnd, wie ein Märtyrer einen Hagel Pfeile mit entblößter Brust auffängt.

Hatte sie wohl Gerhard bis zum letzten Augenblick geliebt? War sie dem Opfer erlegen, das sie Lolo brachte, indem sie ihr Platz machte — ich weiß es nicht, und niemand wird es je erfahren. Oft ist ein tiefes Geheimnis im Geiste jener Menschen verborgen, die in den Augen der Welt keinen Geist besitzen.

Astern.

Nachdruck verboten.

Wenn des Sommers Blumen sterben,
Sprichet ihr, ein Abschiedsgruß,
Volle Astern, zarte Farben,
Jedem Auge zum Genuß.

Niemals, statt beredter Rosen,
Wählt euch Liebe zwar zum Strauß;
Freundlich schmückt ihr Anspruchslosen
Aber Garten noch und Haus.

Büßt euch aus am eignen Herde,
Düftelos und dennoch reich,
Heitres Lebewohl der Erde,
Stillbeglücktem Alter gleich!

Amelie Godin.

Salonklatsch.

Fländerei von Carry Brachvogel.

Nachdruck verboten.

Guten Tag, Doktor!
„Guten Tag, Allergnädigste! Komme ich zu früh?“
„Nein, nein! Ich bin fertig! Nur noch die Hand-
schuhe anziehen!“

„Das heißt auf gut deutsch: noch eine halbe Stunde!“
„O! Und selbst wenn? Haben Sie so große Eile, Frau
H. die Hand zu küssen? Oder interessiert Sie dieser Thee, zu
dem sie uns geladen, so sehr? Soll ich Ihnen vielleicht unter-
wegs einsteilen erzählen, was heute dort gesprochen werden
wird? — So, jetzt bin ich wirklich fertig. Gehen wir!“

„Nun sind wir also unterwegs! Jetzt müssen Sie auch
Ihr Versprechen halten.“

„Und Ihnen die kommenden Themata erzählen. Gern.
Also: das Ehepaar J. läßt sich scheiden.“

„Ist das ein sensationelles Ereignis?“

„Nach meinem Dafürhalten nicht. Diese Ehe war nie
glänzend. Und der Mangel an Glanz blieb auch kein Ge-
heimnis.“

„Da fehlt also sogar der ‚clou‘ des Ueberraschenden! Nun
weiter, die andern Themata! Denn mit oder von einer bei-
nahe geahnten Scheidung kann sich ein Kreis doch nicht eine
halbe Stunde lang unterhalten, geschweige denn einen ganzen
Nachmittag.“

Die kleine Frau von R. lachte hell auf. „Nicht einen
Nachmittag lang? Aber, Dottore! Tage, Wochen hindurch
wird man uns davon sprechen! Und kommt einmal ein
andres harmloseres Gespräch, so ist das nur eine Art pousse
romaine, dessen Süße uns erst wieder recht gierig machen
soll auf schärfer gewürzte Speise!“

Zum Salon der Frau H. war kein allzugroßer Kreis ver-
sammelt. Einige Damen und sparsam eingestreute Herren, wie
es untrer männerarmen Zeit zukommt. Der Ueberfluß von
einer Million Frauen in Deutschland macht sich auch in den
Salons bemerkbar.

Zu Anfang wollte der junge Doktor, einer der zurück-
gewiesenen deutschen Autoren, triumphieren: über jene
Scheidung fiel kein einziges Wort. Sein Auge suchte mit
überlegenem Blick die kleine Frau von R., die man am andern
Ende des Theatrischen placiert hatte. Eine geschlagene Viertel-
stunde sprach man nur vom Wetter, vom Theater, von der
letzten Jbrenpremiere. Dann aber wandte sich Frau A., eine
älstliche, geschminkte Dame plötzlich zu Frau von R.: „Nun,
was sagen Sie zu den J.s?“ Das persönliche Fürwort war
dick unterstrichen. Daraus ließ sich unschwer erkennen, daß
die Fragerin schon fleißig Meinungen eingesammelt hatte.

Die kleine Frau von R. nahm eine etwas kampfbereite
Stellung ein. Sie lehnte sich in ihren Stuhl zurück, kreuzte
die Arme über der Brust und meinte allerliebste — schnippisch:
„Ich sage garnichts — denn ich weiß nichts davon!“

Ein Chorus von Stöhnen. „Was? Sie wissen nichts?
Nicht möglich! Aber die lassen sich ja scheiden!“

„Nun und —“

„Und? Sie sind ausgezeichnet! Genügt Ihnen das noch
nicht? Die Leute lassen sich scheiden, nachdem sie zehn Jahre
verheiratet gewesen sind. Unglaublich!“

Frau A. hatte in grauer Vorzeit, da sie selber noch jung
war, so mancherlei erlebt, was gleichfalls unter die Rubrik
„Unglaublich“ fiel. Sie war also jedenfalls die berufenste
Persönlichkeit, um andre zu be- oder zu verurteilen. Seitdem
sie vom Schauplatz ihrer Thaten zurückgetreten war, beschäft-
igte sie sich damit, ihre Nebenmenschen freundlich zu glossieren.
Sie hieß daher allgemein „die Sturmglöcke des Skandals“.

„Unglaublich?“ wiederholte die kleine Frau v. R. „Ich
kann nichts Besonderes dabei finden. Scheint Ihnen die Ehe-
frist von zehn Jahren zu kurz oder zu lang, um wieder aus-
einanderzugehen?“

„Nein, Liebste, wie frivol! Haben sich die Leute zehn
Jahre lang vertragen, warum dann nicht für immer?“

Des Doktors Blick verlor das Triumphierende. Kleinlaut
bemerkte er: „Verzeihung, gnädige Frau, das ist doch wohl
nicht ganz logisch. Wenn ein Mensch beispielsweise acht-
undvierzig Stunden lang ohne Nahrung bestehen kann, so ist
das doch noch kein Beweis, daß er bis an sein Lebensende
nichts mehr zu essen braucht.“

„O! Herr J. hat nie Hunger gelitten,“ entgegnete die
blonde Frau M., die auf „mots“ posierte. „Er hat sich sogar
immer eines recht guten Appetits erfreut. Was die Tafel
des Lebens auch bot, von den Lustern bis zum Dessert — er
hat nichts vorübergehen lassen, ohne sein Teil davon zu
nehmen.“

„Jawohl! Nie war er zu Hause, alles ist für seine Ver-
gnügungen draußgegangen. Nächstmal hat er gespielt und
das Geld mit vollen Händen zum Fenster hinausgeworfen.“

Die kleine Frau von R. warf einen Schelmensblick zum
Doktor hin: „Die arme Frau! Wie froh muß sie sein, daß
diese Gemeinschaft zu Ende geht!“

Aber die „Unglaubliche“ belehrte sie alsbald eines Bessern.
„Froh sein? Diese Frau! Nun, da müssen Sie nur ein-
mal ihre Diensthöten hören.“

„Ich unterhalte mich nicht mit Diensthöten über meinen
Bekanntkreis,“ entgegnete die kleine Frau von R. hochmütig.

„O, ich mich auch nicht. Aber die erzählen's so, während
man einmal wartet oder etwas erfragen will — so ganz von
selbst. Nun und schließlich hat man ja selber auch Augen im
Kopf! Nein, diese Frau! Diese Launen — dieser Geiz im
Hause — keinen ordentlichen Wissen hat der Mann je bekommen.
Alles für ihren sinnhaften Luxus. Denken Sie, vierundzwanzig
Paar Chevreauktiesel hat sie sich auf einmal machen lassen.
Aus Verzweiflung ist der Mann garnicht mehr heimgekommen!
Die hat ihn erst zum Trinker und Spieler gemacht.“

Der Doktor (lächelnd). „Gnädige Frau, ich bin von der
Wahrhaftigkeit Ihrer Angaben überzeugt! Aber verdienen die
beiden Menschen eigentlich, daß man sich so lange und so
intensiv mit ihnen beschäftigt? Zwei verlotterte Existenzen —
was schert uns deren Thun und Lassen?“

Die mots-Dame. „Beinahe hätten Sie recht! Es ist
Pflicht und Herkommen der Gesellschaft, die Nachtheile ihres
Betriebes vornehm zu übersehen. Wenn aber diese Nachtheile
belauchtet werden vom Streiflicht des Skandals —“

Die Sturmglöcke. „Jawohl, die J.s gehen mit einem
Skandal auseinander.“

Frau von R. „Und dieser Skandal ist —?“
Die Sturmglöcke. „Was? Das wissen Sie noch nicht?“
Doktor und Frau von R. „Nein!“

Nun zog die Heroine des Hoftheaters mit einer ihrer
berühmten „klassischen“ Bewegungen ihre Geldbörse aus der
Tasche. Sie kramte ein bißchen in dem etwas verblühten
Lederbeutel umher und zog schließlich ein Papierschnippel
hervor, das alsbald die Kunde machte. Es war ein Aus-
schnitt aus einem Revolverblättchen, das skandalöse Vorgänge
aller Art im Hause J. wissen wollte.

Als der Ausschnitt an Frau v. R. kam, wies sie ihn mit
der Hand von sich. „Dieses Blatt lese ich nicht!“

Die klassische Bewegung (erröthend). „Ich sonst auch
nicht! Nur heut' grade! Einer hat's auf die Probe mitge-
bracht. Denken Sie, hundert Exemplare sollen heute mehr
davon verkauft worden sein als sonst. Denn jeder wollt's
natürlich lesen.“

Der Doktor. „Natürlich!“

Die klassische Bewegung (naiv). „Glauben Sie eigent-
lich etwas von dem, was da drinnen steht?“

Die Sturmglöcke (eilig). „Ob ich das glaube? Nicht
alles! Das Blatt ist ja zu ordinär! Aber schließlich — wo
Rauch ist, da ist wohl auch Feuer!“

Der Doktor. „Von den vielen verlogenen Sprichwörtern,
ist dies wohl eins der allerverlogenensten. Da gäbe es ja keine
falschen Gerüchte.“

Die Sturmglöcke. „Je nun! Die J. hat schon immer
ziemlich ungeniert mit dem J. kokettiert.“

Frau von R. „Davon hatten wir alle doch nie etwas
bemerkt. Wir alle sahen sie gern in unserm Kreis.“

Die Sturmglöcke. „Ich sage Ihnen nur: auf dem
letzten kleinen Diner bei der J. waren die J.s schon nicht da.
Da hat doch schon etwas gepufft!“

Der Doktor. „Und wenn sie dagewesen wären — hätte
man dann nicht den Cynismus der Frau J. beanstandet?“

Die mots-Dame. „Sie sind ein Frohquistor der
Seelen!“

Die Sturmglöcke. „Ich kann Ihnen nur sagen, daß
die J. selbst erzählt hat —“

Der Doktor (nach einem Blick mit Frau von R.). „Gnä-
digste! Was bedeutet die Aussage einer Frau, von der Sie
selbst berichteten, daß sie der Schöpfung und Nachsicht gar sehr
bedürfe, daß sie ihren Mann zum moralischen Ruin ge-
bracht!“

Die Sturmglöcke. „Schön! Aber er soll im Kaffee-
haus gesagt haben: ‚die J. —‘“

Der Doktor. „Das römische Recht befahl dem seine
Gattin verlassenden Gatten: Mchte das Zeugnis jener Frau
nicht, die ihre eigene Schande offenbart. Hier liegt ein tiefer
Sinn begraben, den sich die Gesellschaft wohl zu Nutzen machen
dürfte. Fast bei jedem sogenannten ‚Skandal‘ werden authent-
isch sein sollende Neußerungen der zunächst Beteiligten ver-
breitet, Neußerungen, die alle Welt zu Zeugen der intimsten
Seelenvorgänge aufrufen. Nun, meine Herrschaften, ich muß
Ihnen sagen: ein Mensch — männlich oder weiblich — der
Fernerstehende in seine vertraulichsten Angelegenheiten ein-
weicht, ist entweder ordinär oder ein Narr. In keinem Fall
verdient er Glauben. In keinem Fall, mag er in der Sache
selber recht oder unrecht haben, gehört dieser Mensch noch als
ebenbürtig in eine Gesellschaft anständiger Menschen!“

„Bravo!“ klatschte die kleine Frau von R. Doch ihr
„Bravo“ blieb ganz vereinzelt; die andern sahen teils ärger-
lich, teils enttäuscht drein.

Die Sturmglöcke fragte pikirt: „Ja, wem soll man dem
dann glauben, wenn nicht den nächsten Angehörigen?“

„Keinem, gnädige Frau! Nicht ein Mensch sieht daselbe
Begebnis genau so wie der andre; das erweist sich immer neu
bei allen Sensationsprozessen. Und das geistige Auge differen-
ziert nicht weniger fein als das physische. Darum sollte man
nur über solche Angelegenheiten aburteilen, in denen man
selbst sozusagen mitten drinnen steht.“

„Aber wovon sollte man dann immer reden?“ warf die
Heroine ein.

„Ja, gnädiges Fräulein, das eben ist das Bedauerliche —
wovon sollte man reden? Unfre Unterhaltung lebt zumeist auf
Kosten des lieben Nächsten. Wäre der durch ein Staatsgesetz
aus unserm Gespräch verbannt, dreiviertel aller unserer Jours
und Thees hätten ihre Existenzberechtigung verloren. Ein wirk-
liches Mlandern, ein Sichergöhen im Gespräch giebt es kaum
mehr. Unablässig übergeln und wühlen wir; aus dem hintersten
Schlupfwinkel ziehen wir das letzte Geheimste hervor. Indis-
kret und aufdringlich sind wir, wie das Licht unsrer Tage;
pardon, unsrer Nächte — wie die rücksichtslos dreiste Bogen-
lampe!“

„Aber wenn man nicht einmal mehr einen Skandal be-
sprechen soll —“

„Skandal! Dies Wort fällt heute schon zum zweiten- oder
drittenmal. Was ist nun eigentlich ein Skandal?“

„Ein peinlicher Vorgang vor Zeugen,“ frohlockte die mots-
Dame.

„Dann wäre es also auch ein Skandal, wenn ein Schutz-
mann einen Betrunknen zur Wache führt?“

„Das ist auch in gewissem Sinne ein Skandal!“

„Gewiß, Frau von R., aber nicht im Sinne dieser Herr-
schaften. So etwas liefert doch keinen Gesprächsstoff!“

„Bekanntes müssen dabei sein,“ meinte die Heroine.

„Jetzt kommen wir der Sache schon näher!“

Die Sturmglöcke läutete. „Eine Scheidung — wenn eine
mit einem auf und davon geht — wenn ein Mädchen aus
unserm Kreise gegen den Willen der Eltern heiratet —“

„So, meine Herrschaften, jetzt wären wir bei der Sache.
Wir nennen ‚Skandal‘ die von außen wahrzunehmende Wir-
kung eines peinlichen, starken Seelenkonfliktes. Wenn es uns
gelingen ist, mit listernem Auge die geheimsten Triebfedern
des Nächsten zu erspähen, wenn wir von seinen Kämpfen ein
Zehntelchen erblickt, wenn an dem Tribut, den er unserm Ge-
spräch liefert, ein Stückchen Herzeleid hängt — dann nennen
wir es einen Skandal!“

Eine kleine Pause. Dann sagte die kleine Frau von R.:
„Sie haben recht, Doktor! Wir alle besprechen solche Ereig-
nisse abfällig und halten uns Wunder wie berechtigt dazu.
Wir thun es mehr in der Gedankenlosigkeit denn im Bösen.“

Wir sehen nur die peinlich verblüffende Thatsache: die ge-
trennte Ehe — eine Frau, die ihr Haus — ein Mädchen, das
seine Eltern verläßt. Nur Schuld sehen wir. Und keines von
uns denkt an die geheime Tragödie, die diesem öffentlichen
Schlußakt vorausgegangen sein muß.“

„Ganz recht, Gnädigste! Es wäre so gut, wenn wir uns
endlich klar machen, daß jeder Normalmensch auch gern den
Normalweg dahingeht. Und wenn wir sehen, daß einer diese
bequeme, gerade Bahn verläßt, dann sollten wir uns nicht
pharisäerhaft blähen, sondern uns einfach sagen: ‚Er kann
wohl nicht anders!‘“

Die kleine Frau von R. unterbrach das Schweigen, das
diesen Worten des Doktors folgte. „Noch eins, das mir eben
einfällt. Wir entrüsten uns heute mit Recht beispielsweise
über jene mittelalterliche rohe Sitte am spanischen Hof, daß
die Königskinder vor einem Publikum von Granden das Licht
der Welt erblickten. Aber ist es nicht ganz ebenso indiskret,
sich gaffend zu dem innersten Werdeprozeß eines Herzens zu
drängen? Mich dünkt, vor dem höchsten Geheimnis der
Natur und der Seele sollten wir uns in ehrerbietiger Scheu
stumm zurückziehen.“

Nun sprach man wirklich noch einmal von Jbrens „John
Gabriel Borkmann“. Und bald brachen die kleine Frau von R.
und der Doktor auf. Eine Weile gingen sie schweigend neben-
einander her. „Sie sind verstimmt, Gnädige?“
„Eher traurig. Die Menschen des ‚Skandals‘ thun mir
leid.“

„Weil sie beklatscht wurden?“

„Nein, aber wegen der Folgen.“

„Glauben Sie, daß diese Gesellschaft wirklich aus irgend
etwas Folgen zieht?“

„In gewissem Sinne, ja. Weniger für den Mann, denn
ihm stehen Waffen zu Gebot. Aber die beiden Frauen! Ich
kann mir's denken, in welcher beständigen Aufregung sie jetzt
leben, ob nicht diese sie brüskiert, jene sich verleugnen läßt,
ob eine dritte sich nicht direkt mit unarten Fragen und Rat-
schlägen an sie herandrängt. Und alle drei sind, trotz der
heutigen freundlichen Beurteilung, unauffällige Leute, mit
denen wir bis zu diesem Tage als unsersgleichen verkehrten,
mit Recht so verkehrten. Nun plötzlich will sich das Blatt
wenden. O, von der Gesellschaft gerichtet sein, ist nichts.
Unter ihrem Damoklesschwert leben ist schwer!“

„Fast müßte man annehmen, Sie sprächen aus Er-
fahrung?“

„Das thue ich ja auch. Denn die Gesellschaft schmolzt
oder zankt zeitweise mit jedem ihrer Angehörigen. Grade so
wie man in einer großen Familie sich auch der Reihe nach
ankräftelt. Zu lange dauert's ja nicht — sonst würde der
Verkehr stoden. Aber die Zeit, da man demütig warten muß,
wo man sonst stolz begehrt, ist fürchtbar. Und die strengsten
Richter sind natürlich Frauen nach Art der Sturmglöcke!“

Sie waren am Hause der Frau von R. angelangt.

„Nein, Doktor, verabschieden Sie sich noch nicht! Kommen
Sie mit herauf, ich muß Ihnen etwas sagen! Vorhin, bei
einem Ihrer Worte tauchte mir eine reformatorische Idee auf!“

Als sie sich dann in beglücklichen Wohnzimmer gegenüber
saßen: „Doktor! Sie sagten: ‚wenn ein Staatsgesetz den
Nächsten aus unserm Gespräch verbannt!‘ Der Staat kann
sich natürlich nicht um unsre Salons kümmern! Aber sollten
wir Frauen, wir Damen der Gesellschaft, uns in unserm eigenen
Reich nicht ein eigenes solches Gesetz schaffen können?“

„Wie denken Sie sich das?“

„Ich denke mir, daß alle Frauen der Gesellschaft, d. h.
wir alle, die wir es für niedrig erachten, unsre Nächsten zu
begeiern, daß wir alle zu einem Bunde zusammenreten und
uns fest verpflichten, keinerlei Revolverblatt, keinen bössartigen
Klatsch, kein ‚Ja, wissen Sie denn schon das Neue?‘ in
unserm Hause zu dulden. Aus unserm ganzen Kreise ist noch
nie ein Majestätsbeleidiger verurteilt worden. Warum? Weil
das Gesetz die Majestätsbeleidigung mit einer Strafe belegt.
Und das Gesetz hat recht. Weshalb aber sollten wir unser
eigenes Ansehen nicht durch ein eigenes Gesetz schützen können?
Schreiben wir uns doch selbst vor, daß der ehrlos sein soll,
der des andern Ehre betastet. Achten wir doch endlich in uns
selbst die große Majestät — die Menschenwürde!“ Die kleine
Frau von R. war ganz pathetisch geworden. Ihre Augen
sprühten.

Der Doktor lächelte. „Wie gedächten Sie Ihren Vorschlag
in die That umzusetzen?“

„O, wenn wir alle nur ernsthaft wollen, dann geht es
auch! Wir treten doch geschlossen auf für unser Recht, für
unsre Freiheit. Und Unnummen erbetteln wir alljährlich für
wohlthätige Stiftungen. Jetzt wollen wir einmal einen Ruf
erlassen gegen den inneren Feind, der jeden von uns täglich
bedroht und uns alle tief herabwürdigt. — Ich möchte alle
Frauen der Welt aufrufen gegen die Salonreplikien à la
Sturmglöcke, daß man ihnen nichts, nichts glaube, sie nicht
anhöre, ihren Umgang meide. Und Sie, Doktor, schreiben Sie
uns Feuilletons für die meistgelesenen Journale und Zei-
tungen! Regen Sie einen Gedanken an, der sicher in Tau-
nden lange schon schlummert.“

„Mit einem Wort: machen Sie sich lächerlich!“

„Lächerlich? Mit diesem Wort ist so manche Idee gehöhnt
worden, die später als vollwertig weiter ging. Nein, Doktor,
— entwisphen Sie mir nicht! Helfen Sie uns! Oder vielmehr
— helfen Sie mir!“

„Damit sich der bekämpfte Klatsch alsbald gegen uns
wende?“

Die kleine Frau von R. hatte einen sehr schönen Augen-
aufschlag, denn sie fühlte sich bereits als Märtyrerin einer
guten Sache. „Ich troge allem! Hier liegt noch ein weites,
unbebautes Feld für Kulturarbeit. Unfre großen Frauen-
kämpferinnen sind zu größerer Arbeit berufen. Wir kleinen
Salonpuppen aber, wir können Unkraut jäten, indes die
andern Bäume fallen. Und wenn jedes nach seiner Kraft in
seinem Kreise arbeitet, dann muß es doch endlich einmal ein
gut Stück vorwärts gehen, nicht, Doktor?“

Ihre Begeisterung riß ihn fort. Er schrieb auch wirklich
gleich drei Feuilletons in ihrem Sinne und verschickte sie nach
Berlin, Wien und München. Natürlich kamen sie alle drei
mit ehrenden Abschmungskreisen zurück. Und darum ist die
Idee vom Antiklatschverein, so berechtigt seine Existenz, so
legenreich sein Wirken in vielen Fällen wäre, bis zum heu-
tigen Tage eben nur ein schöner Traum geblieben.

Priska.

Erzählung von Frida Frein von Bülow.

Schluß aus Nr. 34, S. 399.

Nachdruck verboten.

Aber Priska konnte noch nicht schlafen. Ihre Pulse schlugen wie im Fieber. Wie dreifach lebendig fühlte sie sich.

Jetzt erst dachte sie an Richard, der morgen abreisen mußte und sie wohl nun nicht mehr sah. Welche Enttäuschung mochte sie ihm durch ihr Fernbleiben bereitet haben, ihm, der auf diesem Tanzfest nichts suchte als sie!

Ja, das war nun nicht mehr zu ändern.

Ihre Augen glänzten, ihre Lippen brannten. Sie sehnte sich nach etwas recht Kaltem. Darum trat sie durch die Hinterthür auf die kleine Veranda hinaus, von der eine steinerne Treppe in den alten Hof hinabführte.

Noch schien der Mond. In seinem bleichen Licht erglänzte das Wasserbecken an dem alten Steinbrunnen wie flüssiges Silber. Und der Brunnen plätscherte leise immerfort.

Zwischen der Mondhelle lagen tiefe, tiefe Schatten. Dicht nebeneinander Licht und undurchdringliches Dunkel. Das war so voll von Geheimnissen.

In dem Dunkel schien noch Dunkleres sich zu regen. Jemandwo huchte etwas.

Priska blickte wie verzaubert in die Mondnacht hinaus.

Plötzlich löste sich eine schwarze Gestalt aus dem Dunkel des Thorwegs. Ein Mann sprang in zwei Sätzen die Stufen hinan, stand neben ihr.

Sie zitterte vor Schreck bis in die Fußspitzen, wollte fliehen und konnte sich nicht regen. Aber sie erkannte Richard.

Er flüsterte ihr heiß ins Ohr: „Ich wußte, daß du kommen mußt! Stundenlang habe ich auf dich gewartet, Priska!“

Und dann fühlte sie sich von seinen Armen fest umschlungen, fühlte den ungestümen Schlag seines Herzens an dem ihren, fühlte einen brennenden Kuß auf den Lippen.

Da kam es über sie, das Wunderbare, das Mysterium. Sie mochte nicht widerstreben. Alles löste sich in ihr, alle Spannung löste sich! Ein unbeschreibliches Wohlsein durchströmte ihre Glieder. Es war ihr, als müsse sie vergehen, ganz und gar zu nichts werden in den starken Armen dieses Mannes.

Doch dauerte dieser seltsame Taumel nur einen Augenblick, bis sie sich der Situation bewußt wurde. Dann riß sie sich mit Entsetzen los, stieß den jungen Mann zurück, daß er fast die Stufen hinabstürzte, verschwand im Flur und verriegelte hinter sich die Thür.

Es folgte dieser Nacht ein nüchterner Tag.

Die Mutter war erfüllt von dem Fest und erzählte endlos. Besonders weilte sie bei den verschiedenen Toiletten der vielen Damen. Dabei geschah die tägliche Hausarbeit.

Die Mutter war ungewöhnlich guter Dinge, aber am nächsten Tag trat die Reaktion ein und machte sich in erhöhter Reizbarkeit bemerkbar.

Priska schlich scheu umher und setzte den ungerechtesten Echeltworten grenzenlose Sanftmut entgegen. Sie erschien sich selbst wie eine Sünderin. Immer summten ihr die Worte im Ohr:

„Meine Ruh' ist hin,
mein Herz ist schwer,
ich finde sie nimmer
und nimmermehr.“

Ja, sie hatte etwas Furchtbares gethan! Sie hatte sich küssen lassen von einem jungen Mann, den sie ganz gewiß nicht so liebte, wie man den Mann lieben soll, dem man sich ergibt!

Absehen hätte sie empfinden müssen bei diesem Ueberfall, aber es war doch wohl etwas anderes gewesen, was sie durchzittert hatte. Konnte sie nach diesem Erlebnis noch zweifeln, daß sie ein Kind des Satans war?

Und der Vater hielt sie für gut und rein! Wenn er ihre Niedrigkeit ahnte! Wenn er je davon erführe! Sie mußte sterben vor Scham und Kummer! —

„Er“ war abgereift. Vor „ihm“ war sie sicher. Aber konnte nicht irgend ein Zufall —? Sobald die Möglichkeit in ihr aufdämmerte, daß jemand jene Scene auf der Hofstreppe belauscht haben könne, überließ es sie heiß und kalt. Wenn sie stand, mußte sie sich auf den nächsten Stuhl setzen, so völlig versagten ihr die Kräfte.

Nachts kniete sie manchmal vor ihrem Bett und betete: „Lieber Gott, ich will allem eigenen Glück entsagen, ich will alles gern entbehren, woran andre Mädchen sich freuen, ich will nie wieder thun, was ich gethan habe; nur erspare meinem Vater, zu erfahren, daß ich ihn getäuscht habe und daß ich schlecht war.“

Etwa acht Tage nach jener verhängnisvollen Ballnacht stand Priska vor der Hausthür und wartete auf den Postboten.

Sie pflegte das zu thun, wenn es anging, um die etwa für den Vater einlaufenden Briefschaften diesem direkt zuzustellen. Denn die Mutter wollte stets sogleich wissen, was in den Briefen stand, und wenn es ungünstige Nachrichten von Verlegern waren, machte sie jedesmal eine peinliche Scene. Frauen von der Art dieser Mutter erziehen unbewußt ihre Umgebung zur Unaufrichtigkeit, auch wenn diese aus den geradesten und edelsten Menschen besteht.

Heute übergab der Postbote Priska einen dicken Brief mit des Vaters Adresse.

Sie war im Begriff, eilig damit in sein Zimmer zu schlüpfen, da — ein Schreck durchzuckte sie, daß alle Glieder ihr flogen: dieser Poststempel — das war ja Richards Universitätsstadt! Diese Handschrift?

Sie eilte in ihre eigene Kammer, nahm hastig ein Blättchen mit Versen beschriebenen Papiers aus der Schublade und verglich.

Kein Zweifel! Die L, die S, die J-Punkte! Es war Richards Hand.

Sie starrte auf den Brief, als sei er eine Botschaft aus der Ueberwelt. Totenblaß war sie geworden.

Das Zuschlagen einer Zimmerthür, der schleppende Schritt der Mutter in den nachflappenden Hausschuhen brachte sie zur Besinnung. Hastig versenkte sie den Brief in ihre Tasche.

Drei Tage lang schleppte sie das unterschlagene Schriftstück mit sich herum, gepeinigt von Angst und qualvollen Zweifeln.

Einen langen Brief hatte Richard an den Vater geschrieben! Was hatte er ihm mitzutheilen? Fast nie hatte er den Vater gesehen, keine zehn Worte mit ihm gesprochen!

Gewiß, es konnte nur das eine sein: daß er sie liebe und daß sie ihn liebe, und daß sie so gut wie einig seien.

Und sowie der Vater diesen Brief las, erfuhre er alles. Gewiß, dann rief er sie zu sich und sah sie ernst und fremd und voller Staunen an und fragte: „Ist das denn möglich? Liebst du diesen Mann, von dem ich garnichts weiß? Von dem du uns nie ein Wort gesagt hast?“ Und was sollte sie antworten? Die Wahrheit?

Was aber war die Wahrheit? „Ich liebe ihn grade nicht“ hätte sie sagen müssen, „aber ich habe wochenlang täglich heimliche Zusammenkünfte mit ihm gehabt und habe mir von ihm Schmeicheleien sagen lassen, was mir ungemein wohl gefallen hat. Meine Eitelkeit hat darin geschwelgt, einmal hofiert und bewundert zu werden. Und dann, in der Nacht, vor der Hausthür, habe ich mich von ihm herzen lassen wie eine Stallmagd von ihrem Schatz. Siehst du, das ist in Wahrheit deine reine Tochter.“

Ja, so hätte sie dann sprechen müssen. So mußte sie antworten, wenn er fragte. Er aber würde sie nur traurig ansehen und fragen, ob sie denn dieses Mannes Frau werden wolle? Und dann müßte sie sagen: „nein“.

Wie konnte sie denn dieses fremden Mannes Frau werden wollen? „Andre Mädchen“ dachte sie, „lieben ganz und mögen den Mann, von dem sie sich gern küssen lassen, auch heiraten. Aber ich bin vom Satan. Ich habe rotes Haar und heißes Blut und kalte Gedanken! Ich bin gewiß eine Verdammte — und die Mutter hatte wohl recht.“

So quälte sich das junge Mädchen an einem dunklen Lebensrätsel herum, dessen Lösung ihr noch unmöglich war: das Erweckwerden der Sinne zur un rechten Zeit.

Wie wenn ein ungestümer Knabe eine Knospe mit den Fingern öffnet, ehe sie zum Blühen bereit war. Wohl kann er die zartverborgenen Blütenblättchen auseinanderfalten; aber sie ertragen Licht und Sonne noch nicht, ziehen sich geängstigt zusammen und — welken, ohne zum Blühen zu kommen.

Es war am dritten Morgen. Die Mutter plauderte aus dem Flurfenster heraus mit der Nachbarin, die im Hof dem Kupsen einer Gans bewohnte. Und wenn die Mutter mit den Nachbarinnen schwatzte, ging es nicht kurz ab. Priska stand am Herd vor dem Küchenfeuer. Mit einer Miene finsterner Entschlossenheit nahm sie den uneröffneten Brief aus der Tasche und warf ihn in die Glut. Dann hockte sie am Boden und schaute mit großen, angstvollen Augen zu, wie er brannte.

Das vielfach gefaltete Papier schwälte langsam. Sie mußte mit dem Feuerhaken die Papierblätter auseinanderzerren. Jetzt brannten sie hell, wurden zu Asche, ohne die Form zu verlieren. Die Tintenbuchstaben zeichneten sich noch deutlich ab; aber sie waren weiß, ordentlich leichenhaft. Es war, als hätten sie noch im Tode um gnädige Beachtung.

Aber Priska versuchte nicht zu entziffern. Noch ein Stoß gegen das gespenstische Aschengebilde, und es zerfiel zu Staub.

Richard ließ niemals wieder etwas von sich hören. Und Priska wünschte, ihn zu vergessen.

Aber ein Jahr nach dem Eintreffen des unterschlagenen Briefes hörte sie bei jener Freundin, seiner Verwandten, daß er plötzlich an Lungenentzündung erkrankt und gestorben sei.

Sie fühlte zu ihrem eigenen Erstaunen wenig dabei. Ihr war er eben längst ein Toter.

Ein Jahr später erfuhre Priska den größten Schmerz ihres Lebens: der Vater starb.

Ihre hingebende Liebe, ihre selbstvergeßene Pflege, ihr heißes Gebet — es hatte das mit wahnsinniger Angst Gefürchtete nicht abwenden können!

Der Onkel Gutsbesitzer kam und ordnete die Angelegenheiten der Witwe und ihrer Kinder. Die beiden Knaben wurden in die Kadettenanstalt gethan, Mutter und Tochter nahm der Onkel mit auf das Gut zu seiner Frau.

Priska schlich im Hause der Tante umher wie ein Schatten, in sich gefehrt und in dunklen Träumen.

Niemand mußte etwas mit ihr anzufangen. Sie wich scheu jedem Versuch einer Annäherung aus. Und wie im Wesen, so suchte sie auch äußerlich seltsam von den frischen, heiteren, hübschen Cousinen ab.

Die Mutter schämte sich ihrer und seufzte: „Aus diesem Unglücksmädchen wird ihr Leben nichts! Sieht sie nicht aus wie das Unglück selbst?“

Und die Tante sagte mitleidig: „Wie ein abgeblaßtes Pastellbild.“

Eines Tages schlich sich die Tante aus dem Salon nach dem Schlafzimmer der Kinder, um zu sehen, ob ihr jüngstes Bübchen, das heute durchaus nicht hatte zu Bett gehen wollen, wohl eingeschlafen sei.

Da, im Borraum blieb sie staunend stehen.

Im Kinderzimmer sang eine glockenreine, obzwar gedämpfte Stimme ein Schlummerlied.

Nie hatte die Gutsfrau eine so innige, ans Herz greifende Stimme gehört! Es war eine weiche, süße, klagende Weise, und der lauschenden Frau traten Thränen in die Augen.

Auf den Fußspitzen näherte sie sich der nur angelehnten Thür und lugte durch den Spalt. Da sah sie die rote Priska an dem Bettchen ihres wilden Lieblings sitzen, tief versunken in ihr süßes Singen.

„Das also ist die Sprache dieses scheuen und munden Herzens!“ dachte die Tante ergriffen.

Priska wurde in die Residenz geschickt und erhielt Gesangunterricht.

Die Tante hatte es in harten Kämpfen gegen die Standesvorurteile ihres Mannes und gegen den gedankenlosen Widerstand von Priskas Mutter durchgesetzt.

Und Priska selbst ließ alles über sich ergehen.

Es war viele Jahre später.

Ein musikalischer Abend bei Hofe. Die Kerzen beleuchteten große Toilettenpracht, weiße Schultern und Arme, blizende Augen und Diamanten, glänzende Uniformen, tadellose, ordengeschmückte Fracks.

Man sah keine Bewegung in dem prächtigen Bild, als nur das Ueber-die-Tafeln-gleiten der langen Finger des vornehmen Klavierspielers, man hörte nichts als die etwas gedämpfte, aber einen seltenen Zauber ausübende Stimme der Sängerin.

Sie trug ein Kleid von meergrünem Seidentüll, mit Wasserlilien geschmückt. Ihr Hals und ihre Schultern und Arme schimmerten wie Perlmutter. Goldig rotes Haar, sehr fein und lose, umgab die schneeweiße Stirn wie ein Glorienschein.

Aber das Gesicht war farblos: helle, kaum sichtbare Brauen, blasse Wangen, blasse Lippen. Die hellblauen, matten Augen blickten scheu und verträumt.

Ihre Stimme war nicht stark und ihr Vortrag von großer Schlichtheit. Dennoch entzückte ihr Gesang. Die wenigsten wußten zu sagen, warum. Wenn sie endete, war es den Hörern, als kämen sie aus einem fernen Märchenland zurück oder als erwachten sie aus einem Traum, den sie am liebsten immer, immer weiter geträumt hätten.

„Eine klingende Seele,“ sagte ein Mann, der im Ruhestand, Geist zu haben.

Ja, Priska war eine bewunderte Sängerin geworden.

Sie nimmt jetzt viel Geld ein und hat der alten, nach und nach still gewordenen Mutter und den jungen Brüdern ein schönes, behagliches Heim schaffen können.

Die Mutter ist heut stolz auf die Tochter. Nur wünscht sie, Priska möchte etwas weniger still und in sich gefehrt sein.

Priska liebt ihre Kunst und ihre Brüder. Auch für die Mutter hat sie nichts als Güte. Im übrigen will sie nichts von den Menschen und erwartet nichts, sondern lebt mit geschlossenen Lippen und siebenfach verriegeltem Herzen dem, was sie als Pflicht empfindet.

Nie wieder hat ein Mann den Mut gehabt, ihr werbend zu nahen. Richard ist ihr einziger Roman geblieben.

— E n d e. —

Verschollene Tafelfreuden.

Plauderei von Wilhelm Bölsche.

Nachdruck verboten.

Wem ist es nicht manchmal so ergangen — vor voll besetzter Tafel, im Angesicht von allerlei guten Sachen, die ein Meister oder eine Meisterin der Kochkunst mit Genie erfunden, mit Fleiß ausgeführt — daß ihm da plötzlich eine Erinnerung wie ein Traum durch die Seele huschte, die Erinnerung an irgend ein Gericht „aus der Jugendzeit“, aus der Heimat, aus einem längst verschwundenen Kreis, wo feste Traditionen herrschten und wo es auch eine ungedruckte Tradition bestimmter Kochrezepte gab, die eines Tages mit irgend einer letzten Wissenden ungewürdigt erloschen, ausgestorben ist gleich so vielem schönen, mündlich vererbten Material unsres gemüthvollsten, im stillen Winkel bescheiden weltfrohen Volkslebens? Kleine Büchlein tauchen mir vor dem innern Blicke auf, mit vergilbter Handschrift, hier und da ein ehrwürdiger Fettschleif, aber sonst so sorgsam sauber, wie das nur lange, nie grob gestörte Vererbung durch lauter gute Frauenhände möglich macht, Rezepte jenseits von allem „Gut und Böse“ jener modernen Kochbücher, denen der Geist der Drucker-schwärze zwar seine Siebenmeilenstiefel geliehen, aber dafür auch den zarten Hauch des Individuellen abgestreift hat. Was von dort kam, das kommt uns nie wieder. Es sind nicht bloß die Gerichte der Heimat im allgemeinen.

Wenn die Menschheit als Ganzes ein Organismus wäre, der Stunden sentimentaler Erinnerung hätte, so müßte ein ähnliches Gefühl sie heute manchmal bechleichen. Was hat sie nicht alles gegessen und getrunken seit ihrer frühesten Jugendzeit! Und wie sind die Gerichte, die Küchenzettel anders und immer wieder anders geworden im Lauf der Jahrtausende; wie viel ist dahingeschwunden, was heute kein noch so unverschämtes Kochgenie sich mehr träumen läßt! Nicht die Rezepte allein haben sich verändert. Ganze Tiergeschlechter sind verschollen, die einst den leckersten Braten geliefert, neue Nahrungspflanzen haben die alten verdrängt. Ja, die Menschheit, sie hat nicht nur gegessen, getastet seit uralten Tagen: sie hat auch nicht wenig auf Erden in all der Zeit wirklich aufgegessen, bis auf das letzte Stück zu Ende und zu Tode gegessen, jodas kein armen Enkel mehr das schönste Kochrezept etwas nützen könnte, weil das eigentliche Objekt selber fortan in der Welt nicht mehr existiert.

In neuerer Zeit ist der Versuch gemacht worden, unsre Speisekarte im äußeren Wortlaut ganz oder doch wenigstens nach Möglichkeit wieder zu „verdeutschern“. Aber da hilft nichts: so einen rechten, echten urdeutschen Speisezettel dem Inhalt nach bringen wir überhaupt nicht mehr zustande. Das mag seltsam klingen, ist aber buchstäblich wahr. Ich meine etwa einen Speisezettel aus der guten, alten Zeit, wo die Germanen auf der Varenhaut lagen und immer noch eins tranken. Sagen wir ein Diner etwa bei dem ersten deutschen König, der in der hellen Weltgeschichte auftaucht, bei Ariovist, mit dem der alte Cäsar sich noch herumgeschlagen hat. Das Wort „König“ bedeutete damals hinsichtlich der kulinarischen Genüsse schwerlich sehr viel. Denn es gab keine Postverbindungen, die für Geld besondere Wunder in den deutschen Urwald schaffen konnten: was der Heerführer auf dem Tisch hatte, hatte wohl der einfache Mann im Heere ziemlich ebenso. Bloß daß Dinge dabei waren, die man heute auch für die feinsten Momente einer üppigsten Fürstentafel schlechterdings nicht mehr erlangen könnte, und sollte selbst eine Million an eine Pastete wie im Märchen verschwendet werden. Da gab es zweifellos einen jästigen Braten vom Wient, dem gewaltigen, braunwolligen Wildschwein, den wir uns gewöhnt haben, Auerochse zu nennen. Wientbraten wäre allerdings heute noch zu beschaffen, das läßt sich nicht leugnen. Aber mit was für Geldopfern. Zunächst giebt es keinen deutschen Wient mehr, der letzte ist schon 1755 von einem Wildbiede zwischen Tilsit und Labiau in Ostpreußen erlegt worden. Ganz „ariovistisch“ machste wäre die Sache also schon nicht mehr zu machen. Die beiden einzigen Orte, wo zur Zeit noch wilde Auerochsen vorkommen, sind der Urwald von Bjelowsjesa im russisch-litauischen Bezirk Grodno, und gewisse entlegene Täler im Kaukasus. Jener kleine litauische Bestand, ein paar hundert Stück, gehört dem Zaren, käuflich ist dort kein Tier zu erhalten, da man ohnehin begründete Angst hat, daß die künstlich gehegte Kolonie über kurz oder lang eingehen wird. Gelegentlich sind einige Paare an zoologische Gärten verschenkt worden, die natürlich ebenfalls das unerzehlliche Gut mit höchster Energie verteidigen. Ueber den schweifenden Trupp in Kaukasus aber liegt ein ganz mythischer Schleier. Selbst die Tierkundigen kennen sie kaum, seit Jahren hat kein Mensch sie mehr zu Gesicht bekommen. Da gälte es denn, eine regelrechte Expedition auszurüsten, ein etwas teures Vergnügen auf alle Fälle, wenn es sich bloß um einen Festbraten handeln soll.

Aber Ariovist und seine Leute haben nicht bloß Wientbraten gegessen. Auf ihrer Tafel dampfte manches Rippenstück noch von einem zweiten, flachhörnigen und wahrscheinlich schwarzhaarigen Wildtier der deutschen Forste. Das war der Urstier, auch vielfach „Ur“ genannt. Ein König könnte heute sein Land verpfänden: er brähe doch kein kleinstes Stückchen Ur-Braten dafür mehr in seine Küche. Der Urochse, bis ins sechzehnte Jahrhundert ein viel gejagter Gast unsrer Wälder, ist heute vollkommen ausgestorben, nicht bloß bei uns, sondern überhaupt in der Welt. Ohne Sang und Klang, und ohne daß einer es ahnte, ist das letzte Exemplar irgendwann einmal wohl auf irgend einer fürstlichen oder klösterlichen Tafel gegessen worden: ein ganzes Geschlecht gewaltiger Tiere war damit für immer aufgegeben.

Noch mancherlei andre Braten prangten beim Gelage der alten Deutschen, Fleisch des Elentiers, des Pferdes, vielleicht des Renttiers. Die paar letzten deutschen Elentiere in einem Winkel Ostpreußens sind heute Privatbesitz unsres Kaisers und als solche außer Verkaufsmöglichkeit. Man müßte den Braten also aus Norwegen oder aus Rußland beziehen — übrigens kein Braten von besonderem Reiz. Das Pferdefleisch, soweit es Jagdbeute war, ist uns heute ein Unbing. Damals gab es aller Wahrscheinlichkeit nach noch freie Wildpferde im deutschen Wald, seit Jahrhunderten kennen wir dergleichen nicht mehr.

Wenig ist es wenigstens für uns in Deutschland mit dem Renttier ergangen. Seit mindestens tausend Jahren auch aus dem nördlichen Bereich Deutschlands vertrieben, war es lange Zeit als Küchenobjekt überhaupt für uns verschollen. Jetzt beginnt der Renttierbraten langsam wieder bei uns einzudringen, und wenigstens der Berliner Hausfrau ist der Begriff schon nicht mehr so fremd: hier entwickelten wir uns also ausnahmsweise wieder etwas zum alten Küchenzettel zurück, zumal wenn es einmal gelingen sollte, das Renttier lebendig in unsern Hochgebirgen wieder einzubürgern, woran man in neuerer Zeit schon öfter gedacht hat.

Grade das Renttier führt auf einen noch viel ältern Speisezettel, der schließlich unlegbar doch auch einmal der „echt-deutsche“ gewesen ist. In der Zeit der sogenannten Pfahlbauten, da die Menschen, zum Teil noch ohne Kenntnis der Metalle und bloß mit Steinwerkzeugen bewaffnet, ihre Dörfer auf Pfählen in Seen anlegten, und in der Zeit, die, teils noch älter, teils dieser Pfahlbauerkultur parallel, als die Zeit der „Höhlenmenschen“ bezeichnet wird — wo die Menschen sich in den Grotten des Kalkgebirges ihr Heim einrichteten — damals aß man Braten vom Mammut, jenem riesigen, mit braunem Wollpelz bekleideten Elefanten, der einst unsre deutschen Nadelholzwälder in Herden belebt hat. Man aß Braten von einer Art Rhinoceros, die ebenfalls bei uns vorkam und deren Knochenreste heute noch hier und da, in der schwäbischen Alp, auf dem klassischen Boden von Weimar, in den Sandgruben von Rixdorf bei Berlin, vorkommen, Knochenreste, denen man gelegentlich direkt anmerkt, daß Menschen zu Küchenzwecken sie zerpalten und der Hitze eines Bratenfeuers ausgesetzt haben. Und man ersunte sich am köstlichsten Varenschinken, meinte aber damit den des sogenannten Höhlenbären, der, größer noch

als unser brauner Bär, damals im Verein mit einem gigantischen Löwen die deutschen Wälder unsicher machte. In jenen uralten Tagen nun ist auch das Renttier ein geradezu unentbehrliches Wild für den Menschen gewesen, es lieferte ihm mit Knochen, Gehörn und Haut das wichtigste Material für seine Werkzeuge, und zweifellos hat der Renttierbraten damals eine Rolle gespielt wie heute der Kalbs- oder Schweinebraten.

Noch manches läßt sich aus so alten und auch noch aus recht viel jüngeren Zeiten erzählen, das dem weltgeschichtlich träumenden Feinschmecker eine Thräne der Sehnsucht nach unwiederbringlich Verlorenem entlocken dürfte. Noch um den Anfang dieses Jahrhunderts konnten die braven Isländer sich einen Eierfuchen leisten, dessen Koffspieligkeit im heutigen Sinne einer sparsamen Hausfrau nicht geringes Entsetzen einflößen wird. Man ruberte nach dem kleinen Inselchen Raufjanes und holte sich ohne besondere Mühe die Eier dazu. Dort haufte, auf einsamer Klippe im Weltmeer, damals noch der Riesenal, ein zum Fliegen unfähiger Tauchvogel von der Größe einer Gans. Der Riesenal legte kolossale Eier, größer als irgend ein andrer Vogel Europas, auf graugrünem Grunde schwarz gezeichnet, also äußerlich hübsch wie Kibizeier. Wir können annehmen, ein einziges dieser Eier habe zu einem schon recht ansehnlichen Eierfuchen genügt. Nun, heute ist der Riesenal ausgestorben. Es giebt keinen mehr, an der deutschen Küste nicht (wo noch 1790 im Hafen von Kiel einer geschossen wurde), in Island nicht, auf Neu-Fundland nicht. Es giebt nur noch ausgestopfte Bälge in einigen Museen, ausgeblasene Eier in den größten und kostbarsten Eiermüllungen. Der Preis eines solchen Eies, wenn es ja einmal durch Zufall veräußert wird, stellt sich bei Auktionen auf etwa sechs-tausend Mark.

Ob der Eierfuchen vom Riesenal wenigstens besonders gut geschmeckt habe, ist uns nicht überliefert. Der Vogel selber hat sicherlich thranig geschmeckt, wie diese Seevögel es zumeist thun. Aber von einem andern wunderbaren Vogel früherer Zeiten wissen wir joga, daß er ein sehr feines Gericht abgab, und eben das ist ihm grade zum Verderben geworden. Als die Holländer 1598 auf die Insel Mauritius kamen, fanden sie den Strand belebt von Scharen dicker, ungeheurer lächerlicher Vögel, die wie kolossale Tauben ausschauten, aber das Gewicht eines fetten Truthahns besaßen. Das war ein Fund für halb verhungerte Matrosen. Man nannte das Tier den „Dronte“. Der Dronte hatte gleich dem Riesenal nur kleine Stummel statt der ordentlichen Flügel, die ihm keinerlei Fliegen ermöglichten. Die lebendige Fettkugel trottelte die unbeholfenen Geschöpfe dahin, man konnte sie mit den Händen fangen. Von Schiff zu Schiff ging jetzt in der Folge die Kunde, welch feine Schlemmerstation die Insel Mauritius sei. Mauritius und Drontenbraten bekam einen Gleichklang wie Schnaps und Nordhausen oder Käse und Limburg. Das ging so hundert Jahre. Dann versiegte die lebendige Proviantsammer. Der letzte Dronte war im Topf verschwunden, der letzte auf Mauritius und damit der letzte der Welt. Grade jetzt fingen erst die Naturforscher an, sich mit dem geheimnisvollen Tier zu beschäftigen. Es blieb ihnen nicht einmal ein ausgestopftes Exemplar, das letzte wurde 1755 durch einen unvorsichtigen Konvertor wegen Mottenfraß aus der Sammlung zu Oxford herausgeworfen und endigte in irgend einem Müllwinkel. Kein Zweifel: wer heute noch einen Dronten irgendwo auftriebe, er brächte ein Objekt auf den wissenschaftlichen Markt, das den denkbar höchsten Preis erhielte. Das naturwissenschaftliche Museum in Berlin besitzt den Abdruck eines urweltlichen Vogels auf einer Schieferplatte, von dem man nur zwei Exemplare kennt; diese Platte hat zwanzig-tausend Mark gekostet. An solche Ziffern müßte man auch für den Fall mit dem Dronten denken. Und in solchem Zwanzig-tausendmark-Braten haben rohe holländische Matrosen einmal geschwelgt, als handle es sich um Krähen oder Sperlinge!

Auch ein riesiges See-Säugetier ist von hungrigen Matrosen im vorigen Jahrhundert im Laufe von fünfzig Jahren radikal aufgezehrt worden. Es war das sogenannte Borkentier, eine Seeuh von acht Meter Länge, die zu den merkwürdigsten und häßlichsten Erzeugnissen unsres Planeten gehört hat. Der Naturforscher Steller fand 1741 die Meeresküste an der Beringsstraße belebt von Herden dieser Seeungeheuer, er und seine Genossen ernährten sich längere Zeit mit dem trefflichen Braten des Borkentiers. Auch hier folgten andre Schiffe; in ein paar Jahrzehnten verödete die Küste von den baroden Gesellen, und heute giebt es kein Borkentier mehr in der Welt.

Wer will sagen, wie rasch ähnliche Verluste allerorten auch in unsre Kultur-Speisekarte eindringen! Wo ist der deutsche Viber hingekommen, einst die Krone aller Schlemmerei: ein Viberohschwanz kostete schon in früheren Zeiten sechs Gulden, mundete aber auch entsprechend; die paar letzten Viber in der Elbe werden heute zur gehegten Merkwürdigkeit, und die besten Köche und Köchinnen bei uns würden wohl kaum noch wissen, daß dieser Name überhaupt einmal auf dem Küchenzettel gestanden hat. Die Nachfrage nach Kaviar droht den gigantischen Stör zu vernichten; der ledere Duft des Gamsbratens lockt den Wilderer zum Abschleichen der letzten Gemsen im Alpengebiet; in Nordamerika stirbt nach bereits unerbittlicher Statistik vor unsern Augen der Bison aus, und trauernde Enkel werden es nur noch in Büchern lesen können, welch kulinarischer Gipsel eine Bison-Zunge gewesen ist. Man muß sich zum Troste entgegenhalten, daß inmitten dieses großen Vernichtungstempes die fortschreitende Kultur doch auch ebenso unablässig daran arbeitet, neue, bisher garnicht geahnte Quellen nicht nur von Nahrung überhaupt zu erschließen, sondern auch von solcher Nahrung, die in das Gebiet der verfeinerten Tafelgenüsse fällt. Vor allem ist es die unerschöpfliche Tierwelt des Meeres, deren Ausbeutung für uns Menschen, die wir ursprünglich ja alle „Landratten“ sind, eigentlich erst beim Anfang steht. Wenn man bedenkt, was allein ein steter Fortschritt in den heutigen Versuchen rationaler Pflege und Anzucht von Austern für eine glückliche Erweiterung unsrer alltäglichen Speisekarte bis tief ins Binnenland hinein über kurz oder lang leisten kann, so wird man am Ende geneigt, der Vergangenheit alle ihre Mammutrüffel, Riesenal-Eierfuchen und Borkentier-Filets willig zu überlassen und das Bessere grade erst von der Zukunft zu erhoffen. Aber seinen Reiz hat es darum doch, in alten Speisezetteln zu wühlen und zu sehen, wie sich Menschen gefreut haben, gefreut an Tafelgenüssen, die zwar ihre Enkel nicht mehr haben sollen, die aber doch einmal jedenfalls ihre gute Wirkung ausgeübt haben.

Die heutige Technik der Wundbehandlung.

Von Dr. med. J. Reinhardt.

Nachdruck verboten.

Ein Gebiet der ärztlichen Kunst ist so geeignet, das allgemeine Interesse zu erregen wie die Wundbehandlung; denn die Chirurgie wird gemeinhin als der einzig verlässliche und segensreiche Zweig der Medizin gepriesen.

Von dem ersten Verbands hängt das Schicksal jedes chirurgisch zu Behandelnden ab. Sind Verunreinigungen in die Wunde gelangt, ohne alsbald entfernt zu werden, oder schmutzige Verbandstoffe benutzt worden, oder haben nicht-aseptische Hände in die Wunde gegriffen, so ist oftmals die spätere Inanspruchnahme des Arztes völlig vergeblich.

Unter der Ausbildung der sogenannten antiseptischen Wundbehandlung verstehen wir die Möglichkeit, von Verletzungen alle jene Keime fernzuhalten, die durch Erregung von Entzündung und bössartiger Eiterung die Heilung zu stören und häufig weit gefährlicher als eine an sich unbedeutende Verwundung einzuwirken im stande sind. Diese antiseptische Chirurgie ist nun allerdings kein völlig ungeteiltes Erzeugnis der Neuzeit, da schon früher, namentlich im Beginn unsres Jahrhunderts, die Bedeutung der Ferkungsorgänge in den Wunden erkannt und zu ihrer Beseitigung verschiedene Vorbeugungsmittel empfohlen wurden.

So sind auch antiseptische Substanzen im modernen Sinne schon seit langer Zeit im Gebrauch gewesen. Die harzigen und balsamischen Mittel der Chirurgen des vorigen Jahrhunderts sind zumeist hervorragende Antiseptika, und selbst die Karbolsäure war schon geraume Zeit, ehe von einer derartigen Methode gesprochen werden konnte, zur ärztlichen Benutzung herangezogen worden.

Mit der antiseptischen Wundbehandlung aber bezeichnet man den bewußten und methodischen Gebrauch eines derartigen Mittels unter ganz bestimmten Voraussetzungen und Verhältnissen.

Einem Engländer, dem Professor der Chirurgie in London, Joseph Lister, gebührt das Verdienst, nach jahrelangen Versuchen eine Methode gefunden zu haben, unter deren sorgfältiger Anwendung die Gefahr jener beregten Wundkrankheiten fast aufgehoben worden ist.

Bekanntlich ist die Luft von Myriaden kleinster Lebewesen erfüllt, die teils Keime harmloser Natur sind, teils die gefährlichsten Feinde des Menschengeschlechts darstellen. Die durch sie hervorgerufenen Leiden wurden dem Einflusse von Ektälungen, schlechten Gasen u. s. w. zugeschrieben. Erst nach langen, unausgesetzten Bemühungen gelang es, diese kleinsten aller organisierten Körper zur Darstellung und somit zur menschlichen Kenntnis zu bringen.

Die Entdeckung der Fesepile durch Gagniard Latour (1836) gab die erste sichtbare Veranlassung zur weitem Ausbildung der Keimlehre, da bis dahin die ärztliche Welt den Sauerstoff der Luft für den Erreger der Fäulnis gehalten hatte. Die Aufklärung ergab sich erst aus den Jahren 1860—65 veröffentlichten, epochemachenden Arbeiten des genialen französischen Chemikers Pasteur. Sie bilden auch den Ausgangspunkt der Versuche Listers zur Ausbildung einer rationalen, den Ergebnissen der Keimlehre entsprechenden Wundbehandlung.

In diesen berühmten Abhandlungen über Gärung und Fäulnis zeigt Pasteur, daß die Fäulnis und die verschiedenen Gärungsvorgänge unauflosbar an den Lebensprozeß bestimmter niedriger, pflanzlicher Gebilde, der Fäulnis- und Gärungspilze, gebunden sind und ausschließlich durch sie erregt und unterhalten werden.

Lister hatte bereits jahrelang dem Vorgange der Eiterung Aufmerksamkeit geschenkt und alle Veröffentlichungen Pasteurs mit wärmster Teilnahme studiert. Die Nachricht von der fäulniswidrigen Kraft der Karbolsäure, die auf den Kiesel-feldern Carlises beobachtet worden war, bewog ihn, von seinen theoretischen Spekulationen zur praktischen Bethätigung überzugehen. Im Jahre 1865 wendete Lister die Karbolsäure als Wundspülflüssigkeit und Desinfizierungsmittel für Hände und Instrumente zum erstenmal in dem durch seine schlechten hygienischen Verhältnisse und durch die daraus entspringenden ärztlichen Mißerfolge übel berüchtigten Krankenhaus zu Glasgow an. Selbstverständlich vergingen einige Jahre, bis er die Methode zu seiner Zufriedenheit ausgebildet und die Technik bis zu seinem historisch gewordenen Listerschen Verband entwickelt hatte.

Die Technik dieses Verbandes ist folgende. Nach sorgfältiger Ausspülung der Wunde mit Karbolsäure wurde diese mit einer achtfachen Schicht karbolisierter Gaze bedeckt. Zur Vermeidung andauernder Reizung der Wunde brachte man auf sie vorher einen schmalen Streifen eines besonders präparierten Wachstafets, der „protective silk“. Um sodann die in die Gaze übertretenden Wundsekrete zu einem möglichst weiten Weg durch die antiseptischen Stoffe zu veranlassen, wurde zwischen die beiden äußersten Lagen der Karbolgaze ein weiterer wasserdichter Stoff, der Mackintosh, eingeschoben. Schließlich wurde die ganze Umhüllung durch Gazebinden auf der verletzten Stelle fixiert.

Die deutschen Chirurgen führten das Listersche Verfahren zuerst ein, und zwar zu einer Zeit, da man in England nur ein Ahselzucken dafür fand. Die Umwälzung, welche die Listersche Entdeckung in der gesamten Chirurgie hervorrief, war ungeheuer. Während man früher vor der Eröffnung der kleinsten Gelenkhöhle zitterte, sich nur mit Angst und Zagen an die Behandlung eines offenen Knochenbruchs wagte, der Patient mit einer penetrierenden Eingeweidewunde fast stets verloren war, kennen wir heutzutage kaum noch eine Wundentzündung, und es ist für den Heilungsverlauf gleichgiltig, ob wir einen zerquetschten Finger zu verbinden oder in das Innere der Bauchhöhle einzubringen haben. Während der Hospitalbrand in vergangenen Kriegen die Lazarette dezimierte, sind diese hinzutretenden Wundentzündungen heute aus unsern Hospitälern so gut wie verbannt.

Allerdings haben die deutschen Chirurgen die Entdeckung Listers vervollkommen und weiter ausgebildet. Den bedeutungsvollen Pfad von der Antiseptis zur Asepsis hat die deutsche Chirurgie geführt. Von den Strömen aller möglichen Antiseptika, die das Karbol zu erregen bestimmt waren, mit denen man allmählich die Wunden derart überslutete, daß

Zum Regierungsjubiläum König Oskars II.

Hierzu vier Porträts nach Aufnahmen von Gösta Flormann
in Stockholm.

Nachdruck verboten.

Am 18. September dieses Jahres ist ein Vierteljahrhundert verflossen, seitdem Oskar II. seinem Bruder Karl XV. auf dem skandinavischen Königsthron folgte. Die Bevölkerung von Schweden und Norwegen hat ein wohlbegründetes Recht, diesen Gedenktag festlich zu begehen, denn die fünfundsiebzigjährige Regierungszeit des feingebildeten, kunstsinigen und geistvollen Königs Oskar II. bedeutet für die skandinavischen Länder eine lebhaft und andauernde Fortentwicklung auf allen Gebieten der Kultur.

Schon vor seiner Thronbesteigung beschäftigte sich Oskar II. viel mit litterarischen Studien und geschichtlichen Forschungen, und verschiedene seiner historischen Monographien, darunter die sehr beachtenswerte über „Karl XII.“, sind damals in deutscher Uebersetzung erschienen. Ebenso sind uns späterhin seine stimmungs-vollen lyrischen Gedichte „ur svenska flottans minnen“ und einige seiner Dramen durch Uebersetzungen bekannt geworden. In König Oskar II. haben Wissenschaften und Künste, Gewerbe und Industrie allezeit einen verständnisvollen und eifrigen Förderer gefunden: er begründete zahlreiche musikalische und pädagogische Lehranstalten, veranstaltete mehrmals große internationale Ausstellungen in seiner Residenzstadt und rief eine Reihe wertvoller arktischer Expeditionen ins Leben. Wie sympathisch seine imposante königliche Erscheinung wirkt, wie



Sophie Königin von Schweden und Norwegen.



Oskar II. König von Schweden und Norwegen.

Giftwirkungen mit verhängnisvollem Ausgang beobachtet wurden, ist man allmählich zur Mephistis übergegangen. Man hat sich zur Ueberzeugung durchgerungen, daß alles, was mit den Wunden in Berührung kommt, aseptisch oder steril, d. h. keimfrei sein muß.

Bei allen Operationen handelt es sich um Wunden, welche die Hand des Chirurgen schlägt. Da gilt es also, das Operationsfeld, die Hautdecke zu reinigen und mit sauberen Händen und Werkzeugen zur Behandlung zu schreiten, aber nicht die natürliche Schutzkraft der an sich jetzt aseptischen, d. h. säurefreien Wunde durch unnötige antiseptische, d. h. säurevernichtende Abpülwässer zu mindern oder gar aufzuheben.

Verletzungen dagegen können durch schmutzige Dinge hervorgerufen und durch alles Mögliche infiziert sein. Hier heißt es allerdings auch heute noch, das Wundterrain zunächst gründlich zu reinigen.

Dann aber bleibt wiederum die Hauptaufgabe, alle mit der geschädigten Stelle in Berührung kommenden Gegenstände gründlich zu desinfizieren, und zwar zuerst und hauptsächlich die Hände. Wer die kleinste Wunde behandeln will, muß sich nach den Prinzipien der modernen Wundbehandlung sorgfältig desinfizieren.

Danach werden die Hände mindestens fünf Minuten in ein warmes Seifenbad gebracht und hierauf mit einer Bürste kräftig, die Nägel ganz besonders sorgfältig bearbeitet. Dann wäscht man sie energisch mit reinem Alkohol und bringt sie dann für einige Zeit in eine dreiprozentige Karbol-, eine einpromillige Sublimat- oder Lysollösung, oder welches Antiseptikum man sonst bevorzugt.

Nach der Säuberung der Hände darf kein Gegenstand, kein Tisch, kein Stuhl u. s. w. mehr berührt werden. Die Wunde wird mit einem der eben genannten Antiseptika abgespült und sodann mit noch von der Desinfizierung feuchten Fingern rasch verbunden.

Wer sich aber überzeugen will, wieviele Keime Hände, die soeben in gewöhnlicher Weise gewaschen worden sind, anhaften, der stecke diese in ein Gefäß, das mit einem gewöhnlichen Bakteriennährboden, z. B. Fleischpeptongelatine, gefüllt ist, und er wird mit Erstaunen sehen, wieviele Keime schon nach vierundzwanzig Stunden aufgegangen sind.



Kronprinz Gustav, Herzog von Wermland.



Kronprinzessin Viktoria, geb. Prinzessin von Baden.

bezaubernd schlicht, natürlich und lebenswürdig sein ganzes Wesen ist, das haben die Teilnehmer der vielen Kongresse, die im Laufe dieses Sommers in dem schönen Stockholm abgehalten wurden, in reichstem Maße erfahren. Und es ist nur zu bedauern, daß der staatskluge Monarch nicht alljährlich einen längeren Aufenthalt in Norwegen nimmt, wo er auch die letzten Gegner der Union mit Schweden zweifellos allein durch seine Persönlichkeit sehr bald für sich gewinnen würde.

König Oskar II. ist am 21. Januar 1829 als dritter Sohn Oskars I. geboren, also ein Enkel des Marschalls Bernadotte, der nach dem Erlöschen des männlichen Stammes der Waja im August 1810 vom schwedischen Reichstag zum Thronfolger gewählt wurde und unter dem Namen Karl XIV. Johann im Jahre 1818 den Thron bestieg. Am 6. Juni 1857 vermählte sich Oskar II. mit Sophie, Prinzessin von Nassau (geb. 9. Juli 1836), in der er eine ihm gleichgeartete Lebensgefährtin fand. Königin Sophie ist eine tiefinnerliche, großherzige und hochgesinnte Natur, mit einem gediegenen Wissen und Können ausgerüstet, das sie in treuer, hingebender Liebe für ihre Familie und für ihre Nebenmenschen selbstlos bethätigt.

Von den vier Söhnen des Königs paares ist der gleichfalls vielseitig gebildete und ernst veranlagte Kronprinz Gustav

(geb. 16. Juni 1858) seit dem 20. September 1881 mit der Prinzessin Viktoria von Baden (geb. 7. August 1862), einer Urenkelin des Königs Gustav IV. Adolf aus dem Hause der Waja, vermählt; der glücklichen Ehe entsprossen drei hoffnungsvolle Söhne, die zur Zeit im Alter von 15, 13 und 8 Jahren stehen. Der zweite Sohn des Königs paares, Prinz Oskar, der die schwedische Flotte befehligt, hat sich, wie bekannt, der Vorrechte seiner Geburt entäußert, um eine Liebesheirat mit einem bürgerlichen Mädchen, Ebba Munk, zu schließen, die sich der größten Sympathie und Liebe, auch von seiten ihrer fürstlichen Verwandten erfreut. Der dritte Sohn, Prinz Karl, ist Chef des schwedischen Generalstabes, während der vierte Sohn, Prinz Eugen, der, nebenbei bemerkt, seinem Urgroßvater Bernadotte sehr ähnlich sieht, sich zu einem tüchtigen, und, wie seine Bilder auf der diesjährigen Stockholmer Ausstellung zeigen, durchaus modern empfindenden Maler ausgebildet hat. G. D.

Besuchstoilette.

(Hierzu das Titelbild Seite 425.)

Sein in der Farbenzusammenstellung und im Arrangement ist die Toilette auf der Titelseite unsres Blattes. Sie besteht aus sandfarbener Wollensatin und cremefarbenem Surah und ist mit schwarzem Sammet und schwarzen, mit Perlen durchstickten Tülleneinsätzen geschmückt. Den hinten in Falten gelegten Rock umrandet ein breiter Tülleneinsatz; oben schließt ihn ein schwarzer, hinten unter einer Schleife geschlossener Sammetgürtel ab. Die Blusentaille hat vorn und hinten eine epaulettenartig sich über die Aermel legende Pajse aus Surah, der in Quersalten gelegt ist; die Pajse verlängert sich vorn einsatzartig bis zum Gürtel. Den Rand der Blusentaille, dem vorn noch schwarze Sammetteile untergeleget sind, begrenzt ein schmales, mit Perlen gesticktes Tüllbörtchen, das, mit Surah unterlegt, auch die Sammetteile ziert. In den Ecken der Taille ruhen aus Einsatz arrangierte Schleifen. An den Stechtragen aus Surah ist hinten eine breite Tolle angefügt, und die einfachen Keulenärmel sind am Handgelenk mit Einsatz garniert. — Das Toquebüchchen aus hellrosa Sammet ist mit kleinen, schattierten und einer größeren, schwarzen Straußfeder geschmückt. Bezugsquelle: Paris, Maison Coussinet, 43 rue Richer.

— Mit dieser Nummer schließt das dritte Quartal. —

Unsre Postabonnenten bitten wir, die rechtzeitige Erneuerung des Abonnements noch im September zu bewirken; denn die Post hört auf zu liefern, wenn das Abonnement nicht ausdrücklich erneuert wird. — Alle Postanstalten und Buchhandlungen nehmen jederzeit Abonnements auf den „Bazar“ an zum Preise von 2½ Mark pro Quartal (in Oesterreich-Ungarn 1 fl. 50 Kreuzer ohne Stempel).

Die nächste Nummer wird ganz besonders reichhaltig erscheinen; sie wird eine große Auswahl der neuesten Herbsttoiletten, sowie Umhänge, Capes, Mäntel für Herbst und Winter, ferner

zwei Extraseiten mit Anzügen und Mänteln für Kinder

enthalten. Zu der Kindergarderobe liefern wir ausnahmsweise und lediglich an unsre Abonnenten gebrauchsfertige Schnitte in Normalgröße zum Preise von nur 30 Pfg. (= 18 Kr.) pro Stück portofrei.

In der nächsten Unterhaltungsnummer beginnen wir mit dem Abdruck der fesselnden Erzählung: „Eine Jugendliebe“ von Olga Wohlbrück und bringen sodann für alle dichterisch veranlagten Bazarleserinnen noch eine besondere, sicherlich willkommene Ueberraschung: das Ausschreiben eines höchst interessanten und eigenartigen

poetischen Wettstreites,

für dessen Siegerinnen wir verschiedene ebenso künstlerische wie wertvolle Preise ausgesetzt haben.

Redaktion und Administration des „Bazar“.

Alle für den „Bazar“ bestimmten Briefe, Manuskripte, Zeichnungen und Bücher sind, ohne Beifügung eines Namens, zu adressieren: An die Redaktion des „Bazar“, Berlin SW., Charlottenstraße 11.

Verlag der Bazar-Verlags-Gesellschaft (Direktor L. Ullstein) in Berlin SW., Charlottenstr. 11. — Verantwortlicher Redakteur: Gustav Dahms, Berlin. — Druck von B. G. Teubner in Leipzig. — Abonnementspreis pro Jahr 10 Mark.

Hierzu Seite 433—436.

Taillegarnituren aus Perl- und Seidenpassementerie.

(Hierzu Fig. 1-5.)

In den nebenstehenden Abbildungen sind verschiedene elegante Taillegarnituren zum Schmuck von Herbst- und Winterkleidern dargestellt.

Die sehr geschmackvolle Garnitur in Fig. 1 soll einen herzförmigen Einsatz aus Sammet oder plissierter Seide umrahmen und ist ganz aus feinen, geschliffenen Perlen gearbeitet, die oben Bogen, unten leichte, hängende Blüten bilden.

Fig. 2 zeigt einen in der Mitte geteilten Laß, der aus glatter und gedrehter seidener Schnur, sowie aus Flach- und Picotlitz in grazioser Musterung hergestellt ist. Er verbreitert sich nach oben hin mit reichen Ornamenten und grenzt auf der Taille einen Passenteil von abstechemem Stoff ab.

Für elegante Kleider geeignet sind Epauletten aus Perlen, wie die in Fig. 3 dargestellten. Sie bilden, nach vorn und hinten fallend, je drei abgestufte, schön gezackte und mit Perlenstickerei auf Seidengaze ausgeführte Blätter, die sich auf der Schulter an einem Perlenmedaillon durch lange, durchbrochene Perlenbänder vereinigen. Drei gleich große Blätter fallen an kürzeren Bändern über die Schultern.

Reich und künstlerisch in ihrer Wirkung ist die auf feinem, schwarzem Seidentüll mit Perlen und Baisetten gestickte Passe in Fig. 4. Sie ist für Kleider mit Blusentailen und besonders für Stoffe wie Seide und Sammet geeignet.

Bescheidener in der Wirkung, doch nicht minder kunstvoll ist die vorn zu schließende Passe aus Seidenpassementerie in Fig. 5, die sich für dunklere Wollkleider eignet. Mit verschiedenartiger Seidenschnur ist eine graziose, kornblumenartige Musterung inmitten eleganter Verschlingungen ausgeführt, und die Passe am Halsauschnitt, an den Achseln und den Armelöffchern ist mit einer schmalen, durchbruchähnlichen Bordüre begrenzt.

Bezugsquelle: Leipzig, A. Dehler, Grimmaischestr. 4.

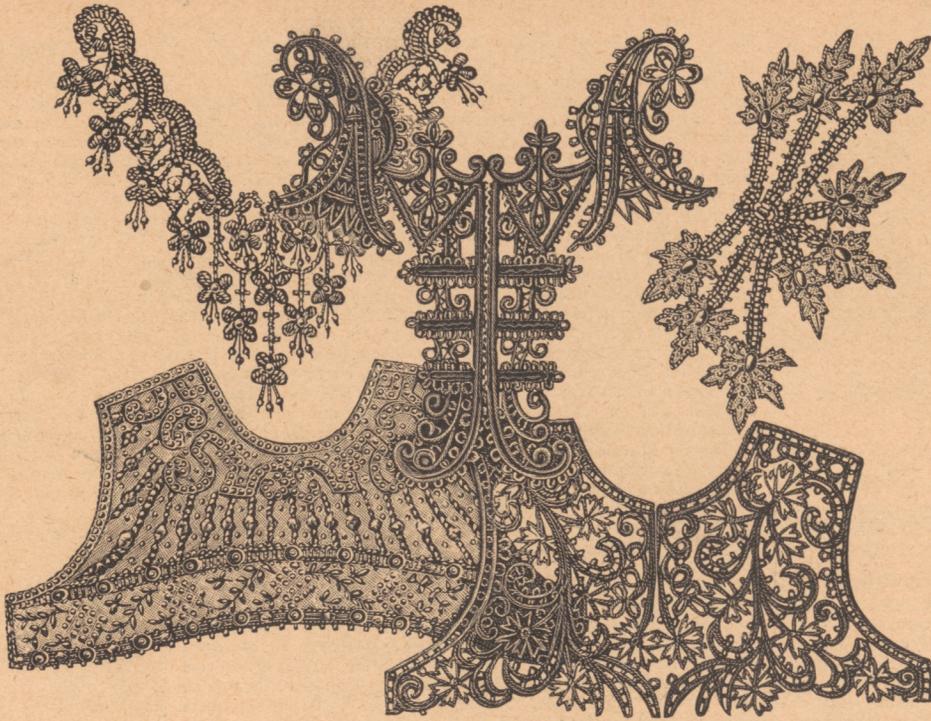


Fig. 1-5.

Herbstneuheiten.

(Hierzu Fig. 6-8.)

Leuchtende Farbenfrische zeigt das für kühle Herbsttage bestimmte, ziemlich lange Cape aus schottischem Curlystoff mit schwarzem Atlasfutter in Fig. 6. Es hat eine ziemlich große, die Schultern breit bedeckende Kapuze und einen sehr hohen, aus einzelnen Teilen zusammengesetzten Sturmragen, der wie das Cape vorn durch einen Stoffriegel zusammengehalten wird.

Der kleidsame Hut mit mäßig hohem Kopf ist glatt mit schwarzem Sammet bespannt. Am den Kopf sind zwei Sammetblenden gelegt, die mit solchen aus schwarz und kupferfarben schillerndem Taffet abwechseln. An der linken Seite befinden sich drei Büffel aus Seide und Sammet, hinter denen starre, schwarze Federn stecken. Hier ist auch die Krempe etwas



Fig. 6.

hoch genommen und auf der untern Seite mit einer vollen Rosette aus Taffet geziert.

Fig. 7 zeigt ein praktisches und hübsches, auch für ältere Damen geeignetes Kleid aus starkfädigem, braun und weiß meliertem, leicht mit moosgrünen und ockerfarbenen Fäden durchschossenem, englischem Wollstoff. Den Rock in der neuen, schlanken Form, die nur hinten einige Falten hat, zielt zweimal gruppenweise braune Litze, die sich hinten ringsherum zieht und vorn, wie aus der Figur ersichtlich, in aufsteigender Richtung bis zum oberen Rande geführt ist. Die Blusentaille hat einen braunen Sammetgürtel und ein vorn an den Hüften endendes, mit Litze begrenztes, kurzes Schößchen. Vorn legt sich die Taille mit kleinen Stolaenden über den Gürtel und läßt dabei einen Einsatz aus moosgrüner Seide sichtbar werden. Den vordern Rand schmücken außer der geraden Litzenbegrenzung schräg übertretende, mit Knebeln abschließende Litzenenden. Auch Ansatz und Rand des Stehtragens sind mit Litze bedeckt. Die Ärmel haben rundgeschchnittene, geschlichte und mit der Taille übereinstimmend besetzte Epauletten.

An der im englischen Geschmack gearbeiteten hübschen Promenadentoilette aus holzbraunem Tuch mit Westeneinsatz aus braunem Sammet in Fig. 8 ist der etwa 3 1/2 Meter weite, hinten in zwei Toffalten gelegte Rock 40 Cent. hoch mit Einlage versehen und dreimal mit Sammetband besetzt, das vorn Zacken bildet und sich hinten in gerader Richtung herumzieht. Die Blusentaille mit angeschnittenem, kurzem Schoß ist am Rande dreimal mit Sammetband garniert; hinten ziehen sich die Bänder empor, um auf der Schulternaht mit den vordern zusammenzutreffen. Die mit kleinen goldenen Knöpfen verzierte Weste öffnet sich mit kurzen Aufschlägen über einem Chemisett aus Leinen mit Stehmuldefragen und kleiner, seidener Krawatte. Die sich nur oben mäßig erweiternden Ärmel haben unten dreimal Sammetbandbesatz.

Bezugsquellen: Berlin, Herrmann Gerson; Fig. 6 und 7. - Paris, Maison Gradoz-Angenault, 67 rue de Provence; Fig. 8.

Aus dem Frauenleben.

Nachdruck verboten.

Die beiden ersten deutschen Damen, die sich an einer Sportballonfahrt beteiligten, waren Fräulein von Kehler, Porträtmalerin, und Fräulein Baum, Universitätsassistentin in Zürich, die an einem Augustnachmittag im Sportpark Friedenau-Wilmersdorf bei Berlin aufstiegen und gegen Abend zwischen Fürstenwalde und Beeskow glücklich landeten.

Fräulein Marie Pospisil vom Berliner Theater hat sich mit dem Major a. D. Georg Hirschberg verheiratet.

Kurse zur Ausbildung von Fabrikinspektorinnen hat Frau Jeannette Schwerin in Berlin (SO. Schmidstr. 29) eingerichtet. Die Kurse umfassen dreizehn Unterrichtsabende und werden von einem Hygieniker und einem Gewerbeinspektor geleitet. An dem ersten Kursus nahmen zwölf Frauen und Mädchen teil, die in gewerblichen und kaufmännischen Berufen angestellt sind.

Fräulein Anita Augspurg, die als Vorkämpferin der Frauenbewegung bekannte junge Münchenerin, ist nach Abschluß ihrer juristischen Studien in Zürich zum Doctor juris promoviert worden.

An der Universität Jena werden Frauen, wie uns geschrieben wird, als ordentliche Zuhörerinnen an der philosophischen Fakultät noch nicht zugelassen, wohl aber werden sie dort bei dem Nachweis der erfolgten Maturitätsprüfung und des akademischen Trienniums von der philosophischen Fakultät zur Doktorpromotion zugelassen.

An der landwirtschaftlichen Akademie Poppelsdorf bei Bonn studiert in diesem Jahre eine Dame zum erstenmale Landwirtschaft. Sie beschäftigt sich mit landwirtschaftlicher Botanik und unternimmt auch pflanzenphysiologische Untersuchungen.

Auf der diesjährigen Ausstellung im Krystallpalast zu Sydenham sind zwei Mitglieder des englischen Königshauses mit künstlerischen Handarbeiten vertreten. Die Prinzessin von Wales hat eine schöne Holzschneiderei ausgestellt, ihre Tochter, Prinzessin Viktoria von Wales, einen in Leder schnitt ausgeführten Feldstuhl.

In Kopenhagen hat die Tochter eines Bauernhofbesizers in Langeneb nach beendetem dreijährigem Universitätsstudium das ärztliche Staatsexamen summa cum laude bestanden.

Der internationale Frauentongress in Brüssel im August d. J. war von 300 Frauen aus Deutschland, Belgien, Frankreich, Großbritannien, Oesterreich-Ungarn, Schweden, Dänemark, Italien, den Niederlanden, Rußland und Spanien besucht.

In Japan besuchen jetzt ungefähr 70 Mädchen die höhere Lehranstalt. Die Regierung unterstützt diese Studien in jeder Weise. Außerdem besitzt Japan bereits einen weiblichen Advokaten.

Totenschau. In Christiania starb Frau Elise Björnson, die Mutter des Dichters Björnstjerne Björnson. In Garzburg Frau Bertha Jassé, ältestes Mitglied des Vaterländischen Frauenvereins in Posen. Auf Schloß Reuthau Gräfin Melanie von Logau, die letzte ihres Geschlechts. In Dornburg die durch ihren Wohlthätigkeitsinn bekannte Gräfin Julie zu Münster-Ledenburg. In Berlin Fräulein Clara Müjeler, Herausgeberin der Zeitschrift „Unter dem roten Kreuz“. In Rudolfsstadt die einst gefeierte Oratorienlängerin Franziska Schredl. In Wien Frau Ida Edle von Steeb, geb. Rehm, die 1849 durch Verleihung des goldenen Verdienstkreuzes ausgezeichnet wurde.



Fig. 7.



Fig. 8.



Neue Obstsorten.

Nachdruck verboten.

Im Obstgarten ist jetzt fast überall die Ernte der Birnen, Äpfel, Pfirsiche, Aprikosen und Pflaumen vorüber. Sie war nicht so reich, wie man nach der Blütenfülle des Frühjahrs hätte erwarten sollen. Ungünstige Witterung, Ungeziefervand und andre Widerwärtigkeiten haben sie geschädigt. Trotzdem haben einzelne Sorten sich vorzüglich bewährt, andre dagegen den auf sie gesetzten Erwartungen ganz und garnicht entsprochen.

Was soll man also jetzt zur Pflanzzeit thun? Weiterpflanzen von den alten Sorten oder sich neuen zuwenden? Möglichst wenig Sorten, diese aber in großen Mengen, das ist das Ziel unsres heutigen Obstbaus, der damit endlich aus der Zeit des Suchens und Laistens herauskommen und zu einem rentablen Zweig der Gärtnerei und der Landwirtschaft werden will! Allerdings was für Sorten? In der bisherigen Freude an möglichst vielen Arten haben sich ja manche als besonders gut herausgestellt: Wintergoldparmaene, Schöner von Boskoop, Cox Orangen Reinette, Ribston Pepping, Charlamowsky und andre mehr; aber man kann doch von ihnen nicht sagen, daß sie überall gedeihen. Jedes Land und jede Gegend hat eben die Aufgabe, die für sich besten Sorten herauszufinden und diese in erheblicher Zahl anzupflanzen. Durch Schaffung von Obstmuttergärten, die eine Prüfung der Obstsorten vornehmen sollen und die auch fernerhin dem Obstbau über den Wert und Unwert von neu erscheinenden Sorten Aufklärung zu geben haben, wird sich in verhältnismäßig kurzer Zeit eine gedeihliche Obstzucht entwickeln. Auch der Obstliebhaber, der in seinem eigenen Garten und zu seinem Vergnügen Obst baut, wird davon erheblich Nutzen ziehen, wenngleich er ja mit den Zielen des Großbetriebes nicht völlig übereinstimmen kann.

Sein Obstbau soll ihm Abwechslung bieten, Vergnügen machen, und daher wird er in erster Linie auch ferner streben, viele Sorten in seinem Garten zu vereinen und das Neueste immer recht bald anzuschaffen. Und Neues giebt es ja von Obstsorten alljährlich ziemlich viel. Freilich gehört bei jeder eine Reihe von Jahren dazu, ehe abschließende Erfahrungen gemacht werden können. So wurde von Amerika eine neue Birnensorte, „Idaho“ verbreitet, die dort enorme Erträge liefern soll. Hier hat diese Birne bislang noch wenig oder fast gar nicht getragen. Wir wissen von ihr, daß sie erst spät zu tragen beginnt und schon aus diesem Grunde für die wenigsten empfehlenswert ist; aber ihre sonstigen Eigenschaften sind uns noch ziemlich unbekannt. Möglichst frühe Tragbarkeit möchte man bei allen Obstsorten voraussetzen; denn langes Warten, wie es beispielsweise bei dem sehr beliebten Borsdorfer Apfel notwendig ist, behagt uns jetzt nicht mehr. Der Borsdorfer Apfel wird vornehmlich aus diesem Grunde fast garnicht mehr angepflanzt. Dann sind seine Früchte auch etwas klein, und das entspricht nicht mehr recht unserm Geschmack, wir wollen jetzt große Früchte, möglichst mit lockerem, saftigem Fleisch. Von den neuen Birnensorten entspricht diesen Anforderungen „Dr. Jules Guyot“. Sie trägt sehr reich, schon in der Jugend, liefert schöne, große Früchte, die bereits im August oder September reifen und um diese Zeit durch ihre Größe besonders auffallen. In der Nähe aufnahmefähiger Städte wird diese Sorte in größeren Massen gewiß vorteilhaft zu verkaufen sein. Auch „Thriomphe de Vienne“ ist eine prächtige Frucht, bedeutend größer als die vorige, aber ebenso früh und ebenso reich tragend. Sie reift im September. Auf der letzten großen Obstausstellung in Kassel wurde sie als damals wohlgeschmeckteste Birne preisgekrönt. Der Geschmack der Birnen ist bekanntlich in seiner vornehmsten Güte nicht lange anhaltend, er dauert bei manchen Sorten nur wenige Tage, ist abhängig von der Aufbewahrung, der richtigen Pflückzeit u. s. w. So ist beispielsweise „Minister Dr. Lucius“ — auch eine neue Sorte von bedeutender Größe und reicher Fruchtbarkeit — im Geschmack erster Güte, sobald sie zeitig vom Baume gepflückt wird, dagegen ziemlich schlecht, wenn man sie etwas länger hängen läßt. Ranges Hängen am Baum vertragen überhaupt die wenigsten Birnen. Sie müssen abgenommen werden, sobald die Frucht sich vom Zweige löst, wenn man sie vorzüglich hochhebt. Auch das Klima spielt natürlich eine große Rolle. „König Karl von Württemberg“ ist in Süddeutschland eine Birne erster Güte in Geschmack, Größe und Aussehen. Sie wird dies auch im nördlicheren Deutschland, wenn man ihr am Spalier recht gute Verhältnisse schaffen kann. Wo dies nicht der Fall ist, bleibt sie rübig und ungenießbar. Ähnlich ergeht es uns mit den neuen französischen Winterbirnen. Sie wollen alle eine gute, warme Lage, warmen Boden, wenn sie sich lange halten und im tiefen Winter schmelzendes Fleisch hervorbringen sollen. „Charles Cognée“, „Louis bonno Sannier“, „Doyenne de Montjeau“ und „Le Lectier“ sind solche Sorten, doch wird die erstgenannte unter ungünstigeren Verhältnissen noch am besten. Man darf aber von keiner bei uns Hochstämme pflanzen, dazu muß das Klima bedeutend besser sein als für Formbäume. Von den neuen Äpfeln sind besonders hervorzuheben: „Durchsichtiger Sommerapfel“, der aus den baltischen Provinzen Rußlands stammt und sich durch Winterhärte, Tragbarkeit und frühe Reife auszeichnet. Die Frucht reift schon Ende Juli. Ferner „Williams Liebling“, der fast in jedem Jahre reich trägt, vorzüglich schmeckt und durch schöne Farben auffällt. „Eisapfel von Croncelles“, mit schöner, großer, weicher Frucht. „Eisapfel von Croncelles“ zeichnet sich wie der Durchsichtige Sommerapfel durch Winterhärte aus und ist wie dieser für rauhe Gegenden passend. Sein Geschmack ist nicht allererster Güte, dafür aber seine Fruchtbarkeit enorm. Es ist kein Winterapfel, mehr Sommerapfel. Eine der vorzüglichsten Neubeiten aus Amerika ist der „Ontarioapfel“, dessen große wohlgeschmeckende Früchte auf dem Lager vom Januar bis April reifen. Wer besonders große Früchte für seinen Tisch wünscht, der pflanze „Peasgood nonsuch“. Es ist einer der schönsten und ansehn-

lichsten Äpfel, sehr fruchtbar, September bis November reifend. Auch „Lanes Prince Alberta, red“ ist als Schaufelapfel zu empfehlen und liefert als Formbaum sehr große Früchte. Der Äpfel reift vom November bis März und hat dann eine schöne, grünlichgelbe Farbe. Von Pfirsichen giebt es nichts Neues. Viele ziehen ihre Bäumchen aus dem Kern und erhalten ganz leidliche Sorten, die, wenn jede mit Namen belegt werden sollte, einen Wirrwarr in dem Namenverzeichnis hervorbringen müßten. Wo man größere Anpflanzungen von Pfirsichen macht (und sie gedeihen freistehend als Busch ohne Winterbedeckung auch in den meisten Gegenden Deutschlands gut), da pflanze man „Frühe Alexander“. Pfirsiche sind leider nicht leicht sortenecht zu erhalten, man muß schon eine gute Quelle haben. Die viel empfohlene „Amsden“ kann sich mit Alexander nicht messen, und von den andern will auch keine ihr in Frühe, Tragbarkeit und Güte gleichkommen. Unter den Aprikosen haben wir auch nicht viel Neues, mehr dagegen unter den Pflaumen. Ein ganzes Sortiment japanischer Pflaumen ist in den letzten Jahren zu uns herübergekommen. Die japanischen Pflaumen haben vor den unsern etwas voraus: Haltbarkeit. Sie erinnern in ihrem Aussehen oft mehr an Nektarinen als an Pflaumen. Ob ihre große Süßigkeit dem deutschen Publikum zusagen wird, ist fraglich. Jedemfalls werden aber mit der Zeit Kreuzungen in den Handel kommen, die dann die vornehmste Eigenschaft der japanischen Früchte, ihre Haltbarkeit, und damit ihre Verwendungsbarkeit mit dem Geschmack unsrer Pflaumen vereinen. Die beste aller japanischen Pflaumen ist „Satsuma“, ihr folgt „Burbank“, dann „Botan“. Sehr empfehlenswert ist endlich „Reine des Mirabelles“, eine Kreuzung der Mirabelle mit der Reine-claude, die das Ansehen und den Geschmack der Mirabelle, die Größe der Reine-claude besitzt. R. Betten.

Rätseldistichon.

Wenn ihr suchen mich wollt, vor Cromwell könnt ihr mich finden. Habt ihr den Fuß mir geraubt, häng' ich am Baume als Frucht.

S o m o n y m.

Klein — der Gärtner darf mich nicht vergessen. Groß — du findest mich in Oberhessen.

Französische Rätselfrage.

Quelle différence y a-t-il entre un miroir et un homme incivil?

Auflösung des Somonym's Seite 407. „Mp.“

Auflösung des Wechselrätsels Seite 407. Brieg, Brieg.

Auflösung der Kombinationsaufgabe Seite 407.

Table with 2 columns: Name and anagrams. Names include G e o r g i n e, O l e a n d e r, L e v k o i e n, D e u t z i e n, L a v e n d e l, A n e m o n e n, C a m e l l i a, K a m i l l e n.

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Georg Grabert in Berlin.

Advertisement for 'Anzeigen' with contact information for Rudolf Mosse, Berlin & Co. and their branches.

Large advertisement for 'Fouillard-Seide 95 Pfg.' with details on prices and quality of various silk products.

Advertisement for 'Schering's Malyertrakt' and other medicinal products, including Malz-Extrakt with Eisen and Bisk.

Advertisement for 'KAPPUS-SEIFE' (Kappus Soap) with a list of competitors and price information.

Advertisement for 'Grieder's Seidenstoffe' (Grieder's Silk Fabrics) and 'Adolf Grieder & Co.' in Zurich.

Advertisement for 'Canfield Schweissblatt' (Canfield Rubbing Sheet) by Canfield Rubber Co., Hamburg.

Advertisement for 'Unerreicht sind Löwe-Fahrräder' (Unattainable Lion Bicycles) by Richard Rochlitz in Berlin.

Advertisement for 'Viele Damen' (Many Ladies) regarding clothing and fabric care.

Advertisement for 'CAFFEE' (Coffee) with a list of various coffee blends and prices.

Advertisement for 'ODONTA ZAHN-WASSER' (Odonta Tooth Water) by Wolff & Sohn in Karlsruhe.

Advertisement for 'Guajacetin' (Guajaceticin) as a medicinal product for lung ailments.

Advertisement for 'Seidenstoffe' (Silk Fabrics) by Elten & Keussen, Grefeld.

Advertisement for 'SOPPEN' (Soups) by the Conserven-Fabrik Albert Rehse Sohn in Hannover.

Das beste u. berühmteste
Toiletpuder
VELOUTINE FAY
EXTRA POUDE DE RIZ
mit BISMUTH zubereitet. — 9, Rue de la Paix, PARIS.



Armblätter

sind die Besten
EINE GARANTIE MIT JEDEM PAAR
J. B. Kleinert Rubber Co., Hamburg



seit Jahrzehnten bewährt und anerkannt. Erfunden und fabricirt von Otto E. Weber in Radebeul-Dresden.

Alle anderen Fabrikate sind Nachahmungen.

ist die Krone aller Kaffeeverbesserungsmittel



In den Apotheken aller Länder erhältlich. Bequeme Dosirung: Migränin-Tabletten à 0,37 Gr. in Flacons à 21 Tabletten. Näheres eventuell durch **Farbwerke. Höchst a. M., Deutschland.**

Mann & Stumpe's Mohair-Besenborde

überall anerkannt solideste, vornehmste Schutzborde, welche infolge glatter und elastischer Plüschfäden keinen Staub aufnimmt.

Nachahmungen dieser Einzig Echten Mohairwaare sind bekanntlich nur zum Nachtheil des Käufers.

Daher beachte man die auf den Deckel gedruckten Namen der Erfinder:

Mann & Stumpe
Barmen.

Unsere Waare ist nur in besseren Geschäften erhältlich,

für Seiden- und Stoff-Kleider unentbehrlich.

Vorteilhafte Verwerthung alter Wollsachen

bei Entnahme von: Hauskleider-, Unterrock-, Stoffen, Damentüchern, Soben, Mantelstoffen, Planelen, Decken, Teppichen, Portiären, Stridwolle, Wäschkleiderstoffe, Barchend, Handtücher, Gembentuche, Bettzeuge; ferner Herrenstoffe in Kammingarn, Cheviot, Budstin etc.
Näheres durch Prospekt. Muster sendet franco
R. Eichmann, Ballenstedt Nr. 153.
Vertreterin an allen Orten gesucht.

Godfeine Damentuche,

schriftlich empfohlen durch Frau Baronin von M. in G., Frau General von R. in G., Frau Oberst von G. in B., Frau Bürgermeister Dr. R. in B. u. f. w., prachtvolle neue Farben, verwendet auch an Private, Muster frei,
Tuchfabrikant Otto Honymus
in Sagan 7.

Antiquitäten, Münzen, Medaillen u. Briefmarken verkauft an diebestenliebhaber und Selbstkäufer **Felix Walter, Westend** bei Charlottenburg bei Berlin, Horn-Allee 33, Eingang: Platanen-Allee 2.

Leinen.

Altberühmte Steinhuder Tischzeuge, Handtücher, Halbleinen etc. direkt aus der Fabrik v. **E. Schuster, Steinhude**, in jedem Quantum zu wirklich billigen Preisen zu beziehen. Man vergleiche Preis und Qualität mit anderen Offerten.

Institut Rudow,

Berlin W., Leipzigerstr. 13, besorgt für alle Plätze exact und discret **Auskünfte und Ermittlungen jeder Art, Beobachtungen etc.**, sowie alle sonstigen **Vertrauensangelegenheiten.** Prospekte kostenfrei

Eisenmagnesia-

Das beste aller Eisenmittel in allen Apotheken käuflich	per Dose Mk. 1,50	ca. 240 bis 240 Stück	Apotheker Kirchmann-Ottensen-Hamburg.
---	-------------------	-----------------------	---------------------------------------

Pillen bei Blutmangel.

Familien, welche

Repräsentationspflichten zu erfüllen haben, machen wir auf das bereits in zweiter Auflage erschienene, elegant ausgestattete und reich illustrierte gastronomische Werk

Das Diner von Robert Stukenbader aufmerksam. Das

von einem bekannten Fachmanne geschriebene Werkchen giebt über alle Fragen der Gastronomie, z. B.



Wie bedt u. servirt man ein Diner, ein Dejeuner, ein Pic-Nic? Wie arrangirt man ein Buffet, einen Ball? Wie behandelt man Wein und in welcher Reihenfolge kommt derselbe zur Tafel?

Wie viele Nahrungsmittel braucht man zu einem Diner per Kopf, von welcher Beschaffenheit müssen dieselben sein etc. etc.

In seiner ganzen Ausstattung mit geschmackvollem Hoccoeoinband eignet sich das Buch besonders zu einem feinen Geschenk. Preis gebunden Mk. 4.— Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder gegen Einsendung des Betrages von der Verlagsbuchhandlung Rudolf Mosse, Berlin SW., Jerusalemstr. 48/49.

Schluss

für die Inseraten-Aufnahme für Bazar

Nr. 41	vom 25. Octob.	schliesst am 28. Sept.
„ 42 „	1. Nov.	„ „ 5. Oct.
„ 43 „	8. „	„ „ 12. „
„ 44 „	15. „	„ „ 19. „
„ 45 „	22. „	„ „ 25. „
„ 46 „	29. „	„ „ 2. Nov.
„ 47 „	13. Dec.	„ „ 15. „
„ 48 „	20. „	„ „ 23. „



Nur echt mit Marke „Pfeilring“.

als **Unübertroffen** als Schönheitsmittel und zur Hautpflege.

Technikum Mittweida.

— Königreich Sachsen. —
Höhere Fachschule für Elektrotechnik und Maschinenbaukunde.
Programm etc. kostenlos durch das Sekretariat.

Grosse Berliner Schneider-Akademie.

Gründlichste Ausbildung in der Herren- und Damen-, sowie Wäschesehiderei. Kurse am 1. u. 15. jed. Monats. Prospekte gratis. Lehrbücher. Schnittmustersend. System Kuhn, früher Rothes Schloss, jetzt Berlin W., Leipziger Strasse 117/118.

Schloss **Marbach** **Temperenz-Sanatorium** vornehmen Ranges für **Nerven-Alkohol- u. Morphinum-Kranke.** dirig. Arzt: **Dr. Smith.**

Dr. Emmerich's Heilanstalt

für **Nerven- und Morphinum- und Kranke**
Entziehungskuren ohne Qualen
Baden-Baden.
(Prospecte.) Siehe Dr. E., Die Heilung d. chronischen Morph. ohne Zwang und Qualen. Verlag H. STEINITZ, Berlin. II. Auflage.
Dirig. Arzt: **Dr. Emmerich.** II. Arzt: **Dr. Hörsen.**

Pensionat und Haushaltungsschule für junge Mädchen.

Unter Protektorat Ihrer Majestät der Kaiserin Friedrich.
Wiesbaden, Adelsheidstr. 3.

Gründliche Ausbildung in allen praktischen Fächern. Wissenschaftliche Fortbildung, Sprachen etc. Musik, Malen, Tanzen etc. Beste Referenzen. Ausführliche Prospekte durch die Vorsteherin **H. Ridder.**



Reinnickel- und nickelplattirte Küchen- und Tafel-Geräte,

welche aus massivem Reinnickel oder durch Aufschweissen von Reinnickel erzeugt sind, werden von dem kaufenden Publikum noch häufig verwechselt mit solchen, welche nur durch einen galvanischen Ueberzug vernickelt sind.
Wer gute und dauerhafte Nickel-Küchen- und Tafelgeräthe kaufen will, beachte daher beim Einkauf von Nickelgeschirr die Stempelung.

Durch Aufschweissen von Reinnickel hergestellte Küchen- und Tafelgeräthe sind gestempelt mit dem **Procent-Stempel der Plattirung und einer der folgenden Fabrikmarken:**

Aus massivem Nickel hergestellte Tafelgeräthe sind gestempelt mit „**REINNICKEL**“ und einer der folgenden Fabrikmarken:



Zu haben in jedem Geschäft der Haushaltungsbranche.
Westfälisches Nickelwalzwerk
Fleitmann, Witte & Co.,
Schwerte an der Ruhr.

Mann & Schäfer's Rundplüsch-Schutzborde

Mann & Schäfer

anerkannt die haltbarste und vornehmste Schutzborde unserer Zeit, ist nur ächt, wenn man Ihnen obigen Namen auf **jedem** Stück nachweist.

Thee-Meßmer

1897 Erste
Mk. 2.80 und 3.50 per Pfund, billiger und bekömmlicher als Kaffee und Cacao.

Probepackete
60 und 80 Pf.

Frankfurt a. M.

Dr. Derrnehl's Eisenpulver.

Ganz vorzügliches allgemein beliebtes Eisenpräparat, seit 31 Jahren überall bewährt. Kein Geheimmittel, nur echt mit Schutzmarke. Schachtel 1,50 Mk. Uebliche 3 Schachteln 4,25 Mk. Hauptniederlage: Apotheke zum weißen Schwan, Berlin, Spanbauerstraße 77.



Glasen-Nachtlichte, bewährt seit 1808, geruchlos, die beste Beleuchtung für Schlaf- u. Krankenzimmer. Zwei höchste Auszeichnungen, u. A. 2 Ehrendiplome, 4 silberne u. 2 goldene Medaillen (Lübeck 1895 u. Nürnberg 1896).

Seidenstoffe
 in allen existirenden Geweben und Farben von 90 Pf. bis 30 Mark per Meter. Bei Probenbestellungen nähere Angabe des Gewünschten erbeten.
Specialhaus für Seidenstoffe und Sammete
Michels & Co. Hoflieferanten Berlin Leipzigertrasse 43.

Soll die Frau Politik treiben?

Politik treiben soll die Frau nicht, aber unterrichten sollte sich jede Frau über die politischen Vorgänge ihrer Zeit, um ihrem Manne, ihren Kindern beim häuslichen Zwiegespräch Gegenrede und Antwort nicht schuldig bleiben zu müssen. Die Frau soll nicht täglich mehrere politische, grosse Zeitungen durchstudiren; ein Blatt, das gut und übersichtlich, patriotisch und unparteiisch sie täglich mit den Vorgängen im politischen Leben und mit den sozialen Bestrebungen der Neuzeit bekannt macht, genügt für ihren Bildungstrieb.

Ein solches Blatt ist die in Berlin erscheinende Tageszeitung für Politik, Gesellschaft, geistiges und wirtschaftliches Leben

Deutsche Warte

* * * 7 mal wöchentlich * * *

Jährlich über 1000 Illustrationen!

Ueber 60 000 Abonnenten!

Preis vierteljährlich 1,75 Mk.
 (Kleine Ausgabe vierteljährlich 1 Mark)
 bei allen Postanstalten.

WEIBLICHE SCHÖNHEIT UND GRAZIE
PRYM'S



Neueste Tailen-Verschlüsse.

Epochemachende Neuheit für Damen-Tailen.

Die Schneiderin und ihre Kundschaft sind entzückt.

Die Nachfrage ist enorm.

Bestellen Sie bei Zeiten.

Zu kaufen in allen besseren Posamenten- u. Kurzwaaren-Handlungen.

William Prym'sche Werke, Stolberg Rh., Aachen, Berlin, Wien, Paris.



FERRATIN
 Eisenverbindung der Nahrungsmittel
 D. R. P. Nr. 72188
 25 gr.
 C.F. Boehringer & Soehne
 W. ALDHOFF & CO. MANNHEIM

Ferratin regt den Appetit an und fördert die Verdauung; nach überstandener Krankheit bewirkt es bald ein besseres Aussehen und meist, zumal bei Kindern, aussergewöhnliche Gewichtszunahme.

Ferratin ist in allen Apotheken und Drogengeschäften zu haben.

Prämiirt auf den meisten grösseren Ausstellungen mit ersten Preisen.

Eigenbau-Weine

aus den grossen, mit den edelsten Rebensorten bepflanzten Weinanlagen der Gutsherrschaft Bisenz, namentlich auch diabetischen Rothwein aus Burgundertrauben empfiehlt die

Gräfl. Reichenbach-Lessonitz'sche Weinkellerei in Bisenz (Mähren).

Feine Weissweine, Riesling und Traminer 40-60 fl. ö. W. pro hl.
 Rothwein, Burgunder 40-55 fl. ö. W. " "

Man verlange ausführliche Preiscurante! **Vertreter gesucht.**

BLOOKER'S CACAO
 ist der feinste.



Damen,
 die in besseren Gesellschaftskreisen verkehren und geneigt sind, durch den Verkauf von **Seidenstoffen** sich lohnende Beschäftigung zu verschaffen, können unter sehr günstigen Bedingungen von einem ersten Engros-Gaule Collectionen erhalten. Gef. Adressen bittet man unter R. F. 146 an Rudolf Mosse, Frankfurt a. M. zu richten.

Schönheitspflege. Preis nur 2 Mark.
Schöner Teint durch **Crème Grolsch** und **Grolschseife**.
 Preisgekrönt! Weltberühmt! Tausendfach bewährt!
 Preis 2 Mark. Haupt-Depôt in der Engeldrogerie **Joh. Grolsch** in **Brünn** (Mähren), sonst auch käuflich oder bestellbar bei den grösseren Apothekern oder Drogisten

Gesetzl. Geschützte Handels-Marko.
“MAIZENA”
 Alle'nige Fabrikanten

The NATIONAL STARCH MANUFACTURING COMPANY
 NEW YORK, V. S.

Unübertrefflich z. Herstellung von Puddings, Torten, Mehlspeisen. Für Suppen u. Saucen. Das beste Nahrungsmittel für Kinder und Kranke. Überall Vorräthig.

EUCASIN patentirt.

Bestes und billigstes Ernährungs- und Kräftigungsmittel für Bleichsüchtige, Lungenkranke, Magenranke, Genesende, Kinder und schwächliche Personen. Reines Milchpräparat. Nährwerth: 1 kg Eucasin mehr als 4 kg bestes Fleisch. Die Fabrik versendet eine Kostprobe Eucasin nebst Kochrezepten franco gegen Einsendung von 40 Pfg. in Briefmarken. Preis per 100 gr.-Büchse Mk. 1.25.

EUCASIN-CAKES äusserst wohlschmeckend, leicht verdaul., heben die Muskelkraft. Nährwerth höher als bestes Fleisch. 1 Packet mit 20 Stück kostet 60 Pf. Radfahrern, Ruderern und Touristen besonders zu empfehlen. Käuflich in den Apotheken, Drogen-, Colonialwaaren- und Delicatess-Handlungen, Conditoreien.
Majert & Ebers, Fabrik chemisch-pharmaceutischer Präparate, Grünau-Berlin.